



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

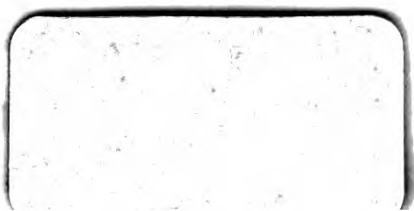
For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

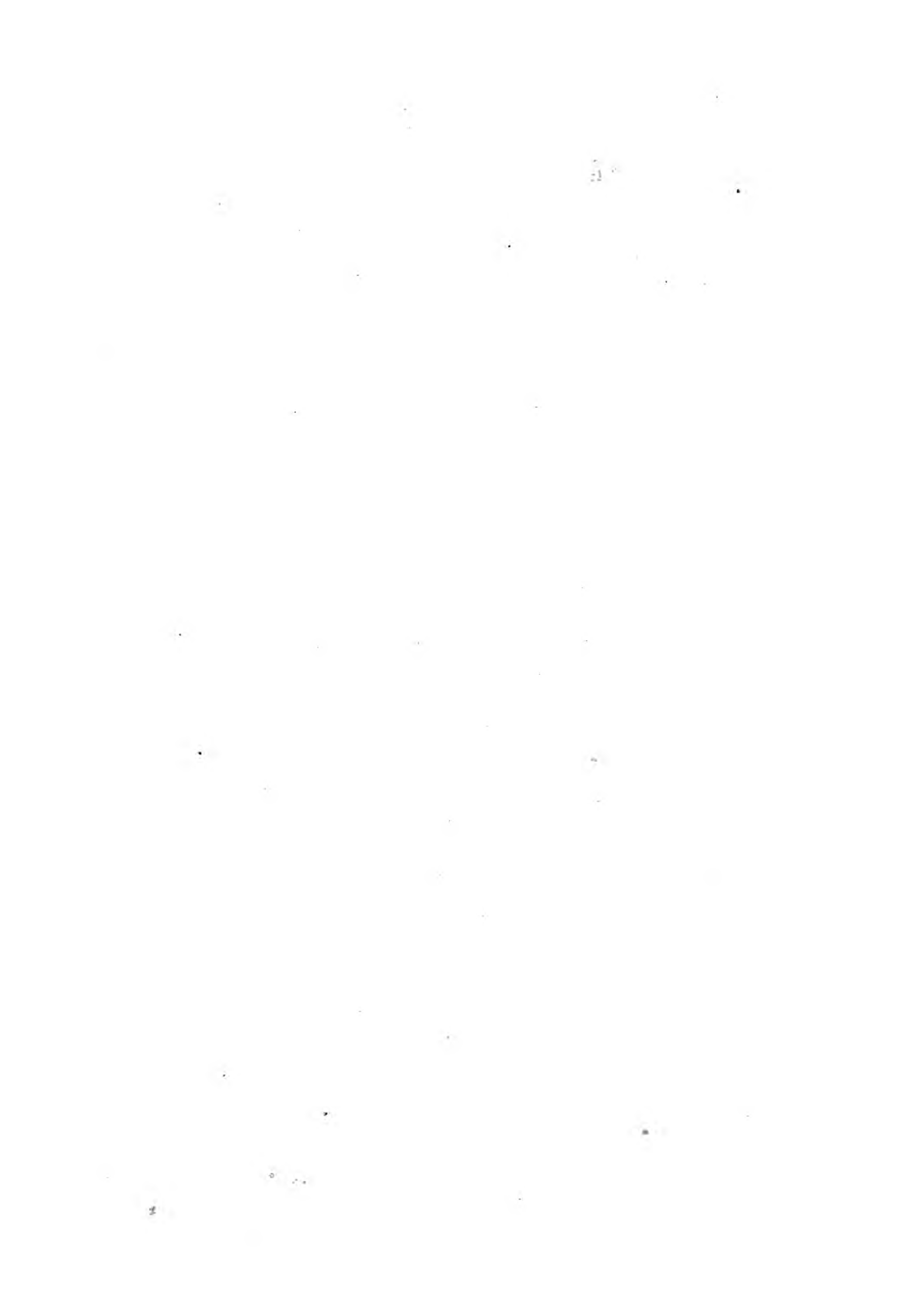


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.









350 21-

Die Ergebnisse

der

Sprachwissenschaft

in populärer Darstellung.

Von



A. Braun,

ord. Lehrer an der Realschule zu Carlshafen.

Cassel.

Verlag von J. J. Scheel.

1872.

3011. e. 3.

Baum...



Die Ergebnisse
der
Sprachwissenschaft
in populärer Darstellung.

Von

A. Braun,
ord. Lehrer an der Realschule zu Carlshafen.

Cassel.
Verlag von J. J. Scheel.
1872.

Druck von Vöffler & Co. (Bredt & Koenig) in Greiz.

V o r w o r t.

Motto:

Ich glaube nicht, daß ich viel eignes neues lehre,
Noch durch mein Scherflein Wiß den Schatz der Weisheit mehre.

Doch denk' ich von der Müh' mir zweierlei Gewinn:
Einmal, daß ich nun selbst an Einsicht weiter bin;

Sodann daß noch dadurch an manchen Mann wird kommen
Manches, wovon er sonst gar hätte nichts vernommen.

Und auch der dritte Grund scheint werth nicht des Gelächters:
Daß, wer dies Büchlein liest, derweil' doch liest kein schlechters.

Fr. Rückert.

Während andere Wissenschaften — vornehmlich die Naturwissenschaften — sich längst Eingang bei den Gebildeten verschafft haben und außerordentlich populär geworden sind, ist dies mit der Sprachwissenschaft bisher noch nicht der Fall gewesen. Und doch darf mit Recht behauptet werden, daß die Ergebnisse dieser Wissenschaft nicht minder interessant, nicht minder wichtig sind, als die größten Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet. Denn seit Männer wie W. v. Humboldt, J. Grimm, Bopp u. a. m. mit der Leuchte ihres Geistes das bisher äußerst dunkle Gebiet der menschlichen Sprache erhellt und durch-

forscht haben, ist uns gleichsam eine neue Welt erschlossen worden, deren Wunder uns mit demselben Staunen erfüllen müssen, als die Wunder des Mikroskops.

Woran liegt es denn nun aber, daß trotzdem die Sprachwissenschaft sich noch wenig oder gar nicht der Theilnahme des gebildeten Publicums erfreuen kann? Zum größten Theil liegt es wohl daran, daß die Sprachwissenschaft mit einem Vorurtheil zu kämpfen hat, indem sie fast allgemein mit „Grammatik“ verwechselt und deshalb für einen höchst trockenen Gegenstand gehalten wird, dem nur die Gelehrten Geschmack abgewinnen könnten. Mancher denkt vielleicht gar an die Qualen, die er in seiner Jugend hat ausstehen müssen, um die Regeln der lateinischen, französischen u. s. w. Sprache in den Kopf zu bekommen und freut sich, mit solchem Kram nichts mehr zu schaffen zu haben.

Sodann muß zugegeben werden, daß bis jetzt noch wenig geschehen ist, um die Sprachwissenschaft populär zu machen. Zwar haben einige ausgezeichnete Sprachforscher, z. B. Schleicher, Max Müller u. s. w., sich der Mühe unterzogen, in weiteren Kreisen Interesse für ihre Wissenschaft zu erwecken, aber ihre Schriften sind für die große Mehrzahl der Gebildeten immer noch zu hoch gehalten und zu sehr in's Einzelne gehend; an wirklich populären Bearbeitungen herrscht noch großer Mangel. Außer einigen Aufsätzen in Zeitschriften — von denen ich besonders einen im „Daheim“ mitgetheilten, vorzüglichen Vortrag: „Sprache, Sprachen und Völker“ von Prof. Curtius in

Leipzig hervorhebe — kenne ich nur zwei Werkchen dieser Art, nämlich: „Die Sprache und ihr Leben“ von Dr. Holz und „Sprache und Schrift“ von Dr. Böttger. Ohne die Leistungen dieser Männer zu verkennen, glaube ich doch, daß ein neuer Versuch nicht ganz überflüssig erscheinen dürfte.

Das vorliegende Schriftchen hat also den Zweck, die Ergebnisse der Sprachwissenschaft — wie ich sie der Kürze halber nenne — in leichtfaßlicher und übersichtlicher Darstellung jedem Gebildeten zugänglich zu machen. Insbesondere ist es dazu bestimmt, strebsame Volksschullehrer für das Studium dieser Wissenschaft zu gewinnen, um womöglich eine tiefere Grundlage für einen bildenden Sprachunterricht zu schaffen.

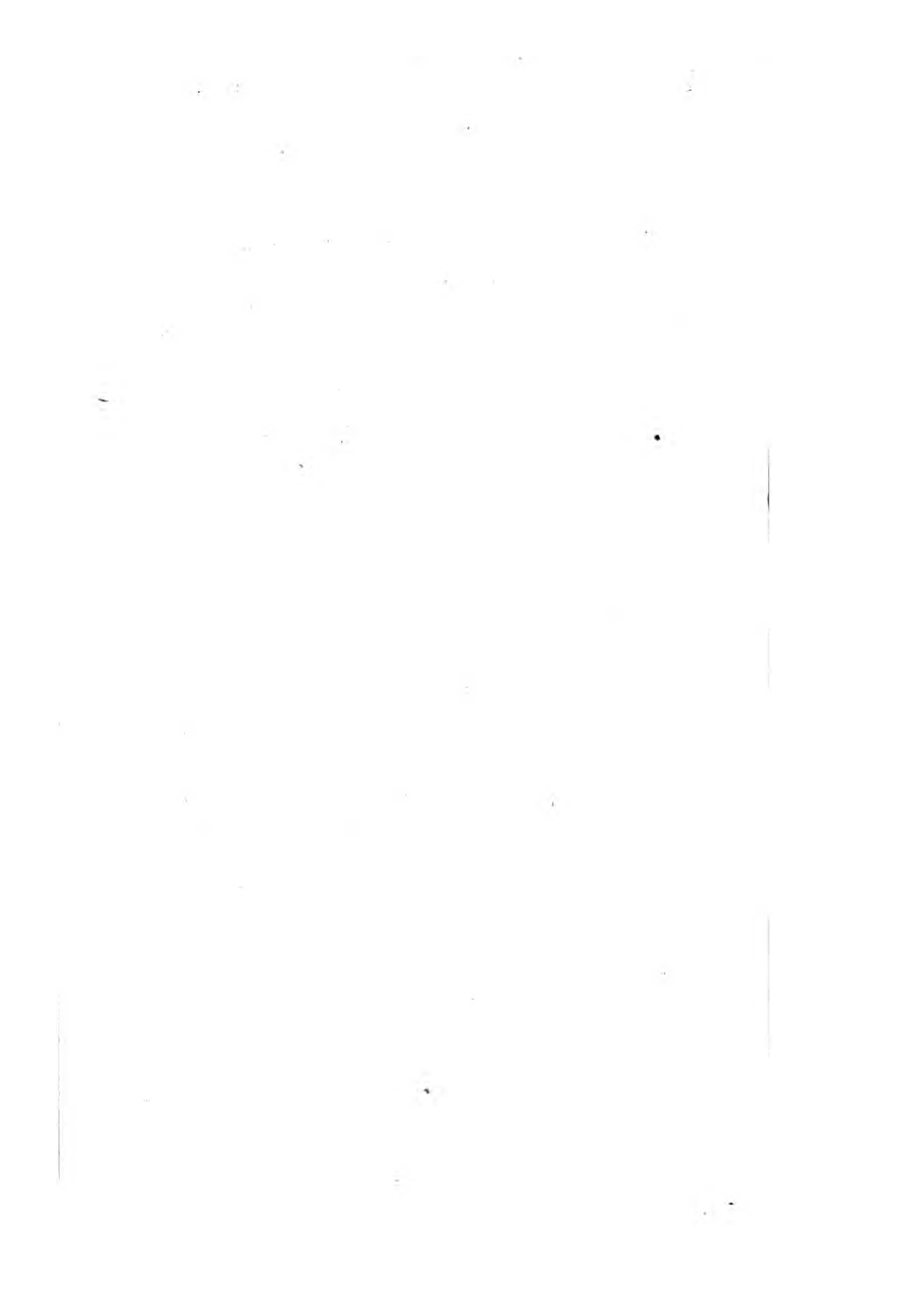
Ob ich nun in Auswahl, Anordnung und Auffassung das Richtige getroffen und in der Ausführung mich frei von Irrthümern zu halten gewußt habe, das muß ich dem Urtheile derer überlassen, deren Wissen und Können weiter reicht, als meine Kraft und Kenntniß.

Daß ich, wo verschiedene Meinungen zwischen den Sprachgelehrten bestehen, — ich erinnere beispielsweise an die Ansicht von den „drei Urkürzen“, — mich an die herkömmliche gehalten habe, wird man sicherlich billigen.

Und so möge denn das mit Liebe gepflegte Werkchen eine freundliche Aufnahme finden und sich sowohl als der Sprachwissenschaft recht viele Freunde erwerben! —

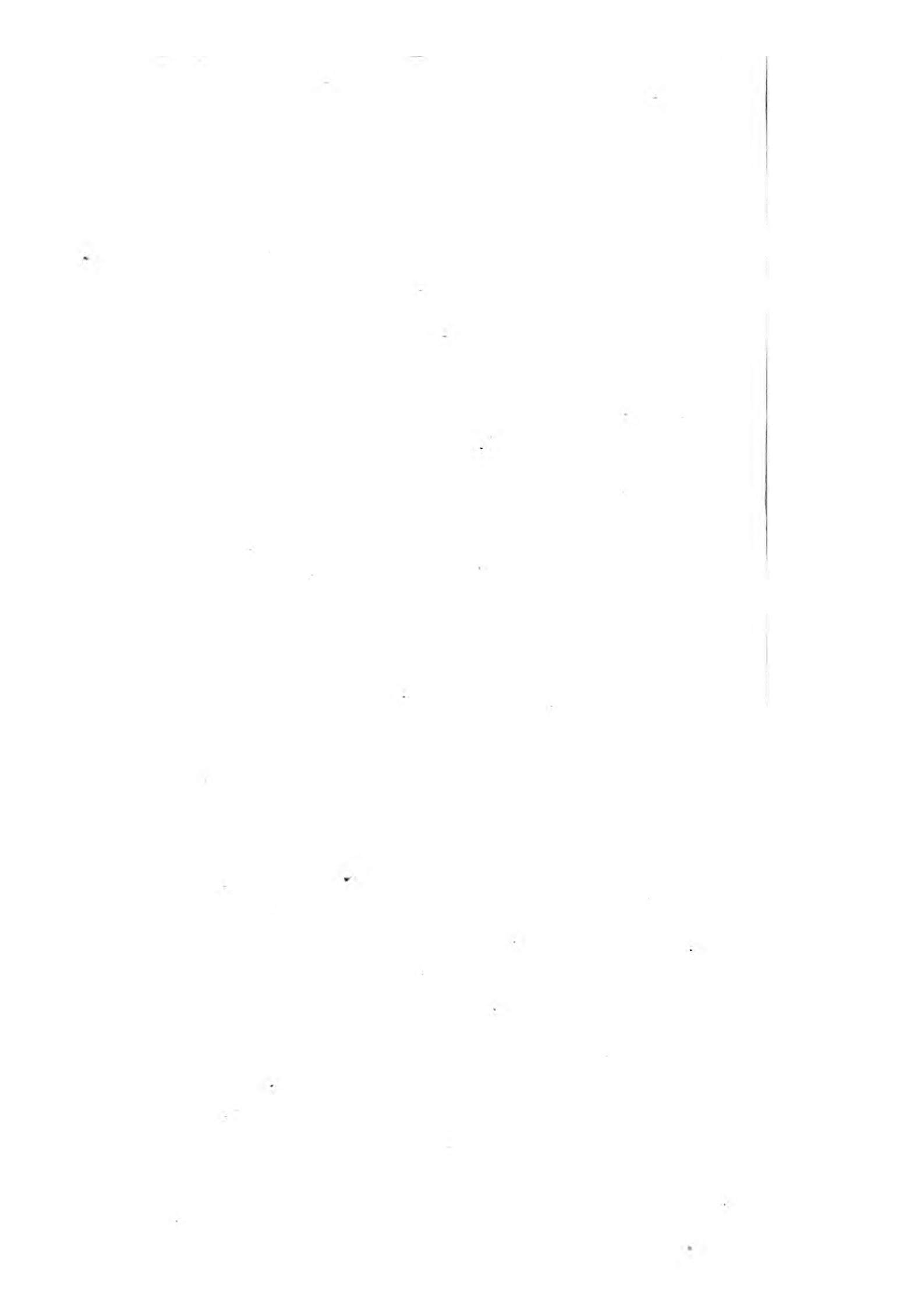
Carlsruhe, im April 1872.

A. Braun.



Inhalt.

	Seite
I. Vom Wesen der Sprache im Allgemeinen	1
II. Von der Sprachwissenschaft	5
III. Classification der Sprachen	
1. Morphologische Classification	11
2. Genealogische Classification	18
IV. Die Familien des indogermanischen Sprachstammes . .	24
V. Die Methode der Sprachwissenschaft	32
VI. Vom Leben der Sprache	43
1. Die Entwicklungsperiode der Sprache	47
2. Die Periode der Ausbildung	
Von den Sprachorganen und Sprachlauten . .	57
Das Lautverschiebungsgesetz	66
VII. Von der deutschen Sprache	71
VIII. Von der hochdeutschen Sprache	
1. Althochdeutsch	81
2. Mittelhochdeutsch	84
3. Neuhochdeutsch	86



I. Vom Wesen der Sprache im Allgemeinen.

Die Sprache ist das Vorrecht, welches der Mensch unter allen Geschöpfen allein besitzt. Auch bei den höchst organisirten Säugethieren, den Affen, die uns in sonstiger Beziehung bis zum Erschrecken ähnlich sind, und die gerade nach der Form ihrer Mundtheile den menschlichen ähnliche Laute hervorbringen könnten, finden wir keine Spur von Sprache. Zwar können von den Vögeln Papageien, Staare, Raben, Elstern und Spechte abgerichtet werden, einige Worte nachzusprechen, doch ohne auch nur im Geringsten ein Verständniß für die Bedeutung dieser Worte zu haben; von Sprechen kann daher auch bei ihnen nicht die Rede sein. Eben so wenig kann man die Zeichen, welche sich die Thiere — und zwar immer nur die von gleicher Gattung — unter einander geben, Sprache nennen, selbst wo diese in Lauten bestehen, wie bei dem Hahn, wenn er seinen Hennen mittheilt, daß er ein Körnchen gefunden; denn es beruht diese Art von Mittheilung lediglich auf einem angeborenen Instinct, sie unterliegt deshalb keinerlei Veränderung und ist namentlich keiner Vervollkommnung fähig. So z. B. lockt ein Hahn seine Hennen jetzt noch ebenso wie vor vielen tausend Jahren.

Was vielleicht den Lauten der Thiere an die Seite gesetzt werden könnte, sind die Aeußerungen des Gefühls und der Empfindung, wie sie sich durch Schreien, Lachen, Wimmern, Heulen und Stöhnen kundgeben, oder durch die ächten Interjectionen ach, ei, oh, pft u. s. w.

„Diese, Fühlen und Wollen unmittelbar ausdrückenden Laute sind keine Worte, sind nicht Elemente der Sprache, sondern den Thierlauten ähnliche Lautgebärden, die wir neben der Sprache noch mit fortführen, aus denen man das menschliche, minder edle, leicht herausfühlt, wie sie denn auch mehr dem instinctiven Menschen (dem Kinde, dem ungebildeten oder von Schmerz und Affect überwältigten Menschen) geläufig zu sein pflegen, als dem gebildeten, im ruhigen Geleise des verfeinerten Lebens wandelnden.“¹⁾

Die menschliche Sprache unterscheidet sich wesentlich von jeder Art thierischer Mittheilung. Sie wird dem Menschen nicht angeboren, ist kein bloßer Instinct, sondern sie ist ein Erzeugniß des menschlichen Geistes und zugleich das Werkzeug der Entwicklung und Darstellung desselben.

„Das was wir sind, wodurch wir uns von allen Thieren unterscheiden, führt im Sanskrit den bedeutsamen ehrwürdigen Namen manudscha, welcher auch vorzugsweise in unserer deutschen Sprache bis auf heute sich erhalten hat, gothisch manniska, althochdeutsch manniseo, neuhochdeutsch Mensch und so durch alle Mundarten. — Die Wurzel dieses Wortes ist man d. h. denken. — Der Mensch heißt nicht nur so, weil er denkt, sondern ist auch Mensch, weil er denkt und spricht.“²⁾

Nach der gewöhnlichen Definition ist Sprechen lautes Denken, und umgekehrt Denken lautloses Sprechen, — Sprache demnach der lautliche Ausdruck des Gedankens.

Wilhelm von Humboldt und nach ihm Heyse, Steintal u. a. m. fassen das Wesen der Sprache tiefer auf, nämlich als „bildendes Organ des Denkens“.

¹⁾ Schleicher, Die deutsche Sprache. Stuttgart, Cotta 1869. S. 5.

²⁾ Jacob Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache. Berlin, Ferd. Dümmler, 1866. S. 31.

Steinthal drückt sich folgendermaßen aus: „Wie das Auge Organ des Sehens, das Ohr Organ des Hörens, so ist die Sprache Organ des Denkens. Aber das Auge ist doch nicht das Gesehene, das Ohr nicht das Gehörte; — also auch die Sprache nicht der Gedanke. Durch das Auge sieht die Seele, durch die Sprache denkt sie. Freilich wäre nicht das Auge sonnenhaft, wie könnte sie das Licht erblicken: so ist auch die Sprache gedankenhaft. Dies ist sogar sehr streng zu nehmen. Denn die Sprache ist ein geistiges Organ, nichts materiell Ruhendes, sondern an sich selbst schon durchaus geistige Thätigkeit und geistiger Gehalt.“³⁾

Suchen wir uns diese Auffassung über das Wesen der Sprache an einem Beispiele klar zu machen, welches zu gleicher Zeit eine kurze, psychologische Erklärung über die Art der Entstehung der Sprache abgeben mag.

Ich gehe in einem Garten spazieren, ohne gerade von einem besonderen Gedanken interessirt zu sein. Da werden meine Augen auf eine Blume gerichtet; ich bleibe stehen, betrachte sie näher, nehme gewisse Merkmale wahr, kurz: ich gewinne eine Anschauung von einer Rose. Durch wiederholte Wahrnehmungen wird diese Anschauung immer klarer, lebendiger und kräftiger. Das, was ich durch den Gesichtssinn wahrgenommen, angeschaut habe, muß nun aber in meinem Innern eine bestimmte Form annehmen, um es im Bewußtsein festhalten und reproduciren zu können. Ich thue daher einen gewaltigen Schritt weiter, einen Schritt, den kein Thier zu machen im Stande ist: ich stelle mir eine Rose vor. In diesem wichtigen Pro-

³⁾ Steinthal, Ursprung der Sprache. Berlin, Ferd. Dümmler, 1858. S. 120.

Das Werk erscheint jetzt in veränderter Gestalt und unter dem Titel: Abriß der Sprachwissenschaft.

cessen nun, durch den aus einer Anschauung eine Vorstellung gebildet wird, liegt die Geburtsstätte der Sprache; denn will ich die gewonnene Vorstellung in meinem Innern festhalten und reproduciren, so kann das nur durch den Laut, das Wort „Rose“ geschehen. Damit ist jedoch nicht der Laut gemeint, wie er dem Ohre vernehmlich wird, sondern die ihm zu Grunde liegende Bedeutung oder das, was W. v. Humboldt die innere Sprachform nennt, welche durch das gesprochene oder geschriebene Wort erst in die äußere Erscheinung tritt. Wie wir also durch die Sinne die äußeren Gegenstände wahrnehmen, so ist die Sprache „das allgemeinste, ganz eigentliche Mittel geistiger Wahrnehmung, und ihre Wirksamkeit liegt in der Verdichtung des Denkens; sie ist nicht nur (nach Humboldt) Vermittlerin zwischen der äußeren, materiellen Welt und unserem seelischen Innern; sondern sie ist das nur, weil sie zugleich auch das klare Bewußtsein mit dem im Dunkeln des Seelen-Grundes verborgen ruhenden Schätze von Erkenntnissen und Erlebnissen, also die Seele mit sich selbst vermittelt“⁴⁾.

Spielt nun aber die Sprache wirklich in der geistigen Entwicklung des Einzelnen, wie der ganzen Menschheit diese wichtige Rolle, so verdient sie wohl in hohem Maße zum Gegenstande der Beobachtung gemacht zu werden. Es sollten daher auch die Resultate der Wissenschaft, welche sich mit der Sprache beschäftigt, keinem wahrhaft Gebildeten unbekannt sein.

⁴⁾ Steinthal, Ursprung der Sprache, S. 133.

II. Von der Sprachwissenschaft.

Die Sprachwissenschaft, welche man gewöhnlich die vergleichende zu nennen pflegt, ist eine neue Wissenschaft, ein Kind des 19. Jahrh.; denn mit Recht darf man wohl ihren Ursprung auf das epochemachende Werk Franz Bopp's zurückführen: „Das Conjugationssystem der Sanskritsprache verglichen mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprachen“, welches 1816 erschien, daher denn auch im Jahre 1866 fast überall in Deutschland, wo diese Wissenschaft eine Pflegstätte gefunden, ihr erstes Jubiläum gefeiert wurde.

Sie ist wohl zu unterscheiden von der classischen Philologie, so genannt, weil diese sich vornehmlich mit den beiden classischen Sprachen, Griechisch und Lateinisch, beschäftigt. Die Philologie stellt sich hauptsächlich die Aufgabe, den Geisteschätzen nachzugraben, welche in den Literaturen dieser Sprachen niedergelegt sind, um die erhabenen Gedanken der Geistesheroen des Alterthums zu erfassen und der Mitwelt zu erschließen und um die Fortschritte des Menschengeschlechtes in religiöser, moralischer, intellectueller und socialer Beziehung zu verfolgen. Sie beschäftigt sich demnach weniger mit den Sprachen um ihrer selbst willen, sondern betrachtet sie mehr als Mittel zum Zweck; sie nimmt deshalb auch nur von solchen Sprachen Notiz, die überhaupt eine Literatur aufzuweisen haben und wendet natürlich denjenigen die größte Aufmerksamkeit zu, welche die bedeutendsten literarischen Denkmäler besitzen.

Hiernach ist es erklärlich, weshalb gerade Griechisch und Lateinisch von der Philologie am meisten berücksichtigt worden sind: eben weil der griechischen und römischen Literatur keine andere des ganzen Alterthums — mit Ausnahme der erst später bekannt gewordenen indischen — gleichkommt.

Aus dem Gesagten geht deutlich hervor, daß es, um die hohe Aufgabe der Philologie zu erreichen, unumgänglich nöthig ist, so tief als möglich in das Wesen der griechischen und lateinischen Zunge einzudringen; ja es kann das Studium der Philologie überhaupt erst dann beginnen, wenn eine Aneignung der betreffenden Sprachen vorausgegangen ist, woraus natürlich folgt, daß sie ausschließlich eine Sache der Gelehrten ist und bleiben wird; es kann also nie eine populäre Philologie geben.

Anders verhält es sich mit der Sprachwissenschaft. Sie beschäftigt sich mit den Sprachen allein um ihrer selbst willen, um ihren Ursprung, ihre Natur und die in ihr waltenden Gesetze zu ergründen. Dabei wendet sie ihre Aufmerksamkeit nicht bloß den höher entwickelten Sprachen zu, sondern selbst den auf der niedrigsten Stufe stehenden Idiomen wilder Völkerstämme; denn dieselben sind für die Lösung gewisser Probleme sogar wichtiger als die Sprache Homer's.

Nicht unpassend vergleicht Schleicher den Philologen mit einem Gärtner, der nur „bestimmte Pflanzen von hervorragender Bedeutung für den Menschen cultivirt und für den der praktische Werth, die Schönheit der Form, der Färbung, des Duftes u. s. w. von höchster Bedeutung ist“⁵⁾ — den Sprachvergleichler dagegen mit einem Botaniker.

Wie dieser sich nicht mit der genauen Kenntniß ein-

⁵⁾ Die deutsche Sprache, S. 121.

zelner Pflanzen begnügt, sondern alle Pflanzen, deren er habhaft werden kann, in den Bereich seiner Forschungen zieht und nicht etwa bloß zu dem Zweck, um recht viele Pflanzen kennen zu lernen, sondern an ihnen das Wesen der Pflanze, d. h. der Pflanzen im Allgemeinen zu begreifen: so macht der Sprachforscher alle Sprachen der Welt, so weit sie ihm zugänglich sind, zum Gegenstande seiner Studien, um an ihnen das Wesen der Sprache zu ergründen.

Aber, wird man hier vielleicht einwenden, wenn die Sprachwissenschaft sich mit allen Sprachen der Welt beschäftigt, dann wird sie erst recht Sache der Gelehrten sein und nimmermehr Anspruch auf Popularität machen können. Um diesem Einwande zu begegnen, setze ich ein Wort des berühmten Sprachforschers Max Müller hierher: „Und hier muß ich gleich auf der Schwelle meines Lehrgebäudes gegen die Voraussetzung Protest einlegen, daß der, welcher die Sprache studirt, ein großer Linguist oder Sprachkundiger sein müsse. Ich werde im Laufe dieser Vorlesungen von Hunderten von Sprachen zu sprechen haben, von denen vielleicht viele noch nicht einmal dem Namen nach bekannt sein dürften. Man möge nun nicht glauben, daß ich diese Sprachen so kenne, wie jeder Gebildete etwa Griechisch und Lateinisch, Französisch oder Englisch versteht. In diesem Sinne kenne ich wirklich sehr wenige Sprachen, und ich habe nie nach dem Ruhme eines Mithridates oder eines Mezzofanti getrachtet. Es ist dem Sprachforscher rein unmöglich, eine praktische Uebung in allen den Sprachen zu erlangen, mit denen er sich abgibt.“⁹⁾

Wenn das von einem Forscher gilt, so braucht der, welcher sich nur mit den Ergebnissen der Sprachwissenschaft

⁹⁾ Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publicum bearbeitet von Dr. Carl Böttger. Leipzig, Gustav Mayer. I, S. 22.

bekannt machen will, noch viel weniger ein großer Sprachkundiger zu sein.

Ehe ich jedoch auf diese Ergebnisse genauer eingehe, will ich erst kurz die Entstehungsgeschichte der neuen Wissenschaft mittheilen.

Die Sprachwissenschaft verdankt ihre Entstehung der Entdeckung des Sanskrit, der heiligen Sprache der Inder. Diese Sprache ist deshalb von so hoher Bedeutung, einmal, weil sie der Schlüssel ist, wodurch eine uralte, bisher unbekannte Literatur, die weit über Moses Zeit hinausreicht, erschlossen wurde, dann aber besonders, weil ihr Bau selbst ein überaus wunderbarer und vollendeter ist, an dem die Sprachforscher die Räthsel unserer, wie aller mit ihr verwandten Sprachen zu lösen und zu erklären in den Stand gesetzt sind. Hatte man bisher Griechisch und Lateinisch für die formenreichsten Sprachen gehalten, so gewahrte man jetzt mit Staunen, daß dieselben vom Sanskrit noch bei weitem übertroffen wurden. So z. B. finden sich im Sanskrit 8 Casus: Nominativ, Accusativ, Instrumental, Dativ, Ablativ, Genitiv, Locativ und Vocativ, — 3 Numeri: Singular, Dual und Plural. Ebenso sind die Conjugationen ausgebildeter, reicher und mannigfaltiger, als selbst die der griechischen Sprache.

Wir sprachen oben von einer Entdeckung des Sanskrit, was freilich nicht so zu verstehen ist, als ob man vorher keine Ahnung von dem Vorhandensein desselben gehabt habe. Wohl war die Existenz der Sanskritsprache und der altindischen Literatur auch in Europa bekannt, ja einige Missionare hatten bereits sogar auf die auffallende Uebereinstimmung vieler Sanskritwörter mit lateinischen und griechischen hingewiesen, allein von ihrer sprachwissenschaftlichen Bedeutung, von ihrer engen Verwandtschaft mit den meisten europäischen Sprachen ahnte man lange Zeit hindurch nichts.

Den Engländern gebührt der Ruhm, das Studium

der Sanskritsprache in Europa eingeführt zu haben. Durch die Gründung ihrer Herrschaft in Indien kamen sie in Verkehr mit den dortigen Brahmanen, lernten durch sie die als heilig angesehene Sprache und Literatur kennen und wußten bald die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten darauf zu lenken.

Aber erst als sich der deutsche Forschergeist und Forscherfleiß in den Besitz dieses mächtigen Hebels gesetzt, wurden Schätze gehoben, von denen man sich bisher nichts hatte träumen lassen.

Der Erste, welcher sich in Deutschland um die Kunde des Sanskrit verdient gemacht hat, ist der Dichter Friedrich Schlegel. In England und Frankreich mit dem Sanskrit bekannt worden, gab er seiner Begeisterung dafür Ausdruck in dem Werke: „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder“, das Max Müller eine Wünschelruthe nennt, „die auf die Stelle hinwies, wo man die Mine eröffnen mußte“.⁷⁾

Der eigentliche Begründer aber einer auf das Sanskritstudium sich stützenden Sprachvergleichung war Franz Bopp, weiland Professor an der Universität zu Berlin. Durch sein schon oben genanntes „Conjugationssystem“ und später durch seine „Vergleichende Grammatik“ hat er diese Wissenschaft auf eine Höhe gehoben, von der sie die heftigen Angriffe der erbitterten Gegner nicht zu ziehen vermögen. Es hat nämlich die Sprachwissenschaft von Anfang an mit zahlreichen Gegnern zu kämpfen gehabt, indem sie so manches sauer erworbene Resultat wissenschaftlicher Forschung, namentlich der classischen Philologie, schonungslos über den Haufen warf.

Neben Bopp verdienen zwei andere große Männer genannt zu werden, die in andern Richtungen bahnbrechend für

⁷⁾ Vorlesungen, I, S. 140.

die Sprachwissenschaft gewesen sind, nämlich Wilhelm v. Humboldt und Jacob Grimm. Letzterer hat in seiner „Deutschen Grammatik“ die deutschen oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, germanischen Sprachen vom 4. Jahrh. bis auf die Neuzeit verglichen und ist dadurch der Begründer der sogenannten „Germanistik“ geworden.

Alle drei gehören bereits zu den Todten, aber ihre Schriften, die sie hinterlassen, haben einen bleibenden Werth, und eine Schar tüchtiger Schüler arbeitet rüstig weiter im Geiste und Sinne ihrer Lehrer.

III. Classification der Sprachen.

Die Zahl aller jetzt bekannten Sprachen wird auf 860 geschätzt, von denen 53 Europa angehören; doch ist es schwer, eine genaue Zahl festzustellen, da die Grenze zwischen Sprache und Mundart erst genauer bestimmt werden muß.

Diese ungeheure Zahl nun zu übersehen, wäre für den Einzelnen schlechterdings unmöglich; daher war es von großer Wichtigkeit, daß einmal Ordnung in diese Masse gebracht wurde. Man hat in doppelter Beziehung die Sprachen zu ordnen angefangen: man hat sie 1. in Classen und 2. in Familien getheilt. Die erstere Eintheilung nennen die Gelehrten die morphologische, die zweite die genealogische.

Bleiben wir zunächst bei der morphologischen Eintheilung stehen.

1. Morphologische Classification.

Nach ihr zerfallen sämtliche Sprachen in drei große Classen. In die erste Classe gehören die isolirenden, in die zweite die agglutinirenden und in die dritte die flectirenden Sprachen.

Worauf gründet sich denn aber diese Eintheilung? Sie gründet sich auf den Bau der Sprachen.

„Dieser Ausdruck: „Bau einer Sprache“ ist selbst erst ein Product der neueren Wissenschaft. Da der Begriff

Bau mit dem der Formgebung zusammenfällt, so gebrauchen einige Gelehrten dafür auch das griechische Wort für Form *morphé* und nennen die Classification morphologische Einteilung. Der Bau einer Sprache beruht wesentlich auf der Art, wie man die Wörter unter einander und zu Sätzen verbindet.

Wenn wir z. B. die Begriffe Wort und Mann zu einander in Beziehung setzen wollen, so sagen wir Manneswort, oder das Wort eines Mannes, in anderem Sinn der Mann gibt sein Wort, der Mann macht Worte. Es gibt Sprachen, in welchen alle diese Verschiedenheiten nicht in dieser Weise ausgedrückt werden können, weil Mann und Wort schlechterdings unwandelbar bleiben. Man kann beide Wörter eben nur neben einander stellen und überläßt es dem Hörer, den Sinn herauszufinden, in welchem sie verbunden zu denken sind.“^{*)} Diese Sprachen nennt man die isolirenden. Sie besitzen keine eigentlichen Wörter, sondern sie bauen den Satz aus einsilbigen, unveränderlichen Wurzeln auf, an denen jedoch die Beziehungen (Casus, Tempus, Modus u. s. w.) lautlich nicht ausgedrückt werden. Es findet also keine Abwandlung derselben statt, sie können nicht declinirt, nicht conjugirt werden; auch kann ein und dieselbe Wurzel als Hauptwort, oder Zeitwort, oder Eigenschaftswort gebraucht werden. So z. B. bedeutet im Chinesischen, welches als Hauptrepräsentant dieser Classe gilt, die Wurzel *ta* groß (Adject.), Größe (Subst.), groß sein (Verb) und sehr (Adv.).

Man könnte nun wohl glauben, daß in einer Sprache, der unsere sämtlichen grammatischen Formen fehlen, und wo die Rede aus einfachen Wurzeln zusammengesetzt wird, der Gedanke nicht völlig bestimmt ausgedrückt werden

^{*)} Curtius, Sprache, Sprachen und Völker, „Daheim“ Nr. 25 u. 26, Jahrg. 1868.

könnte. Daß solche Zusammenstellungen von einfachen Bedeutungswurzeln dennoch Sinn haben können, beweisen einige unserer Sprichwörter, wie: Ein Mann, ein Wort; Ende gut, Alles gut; ebenso die Befehlsätze: Kopf gerade! Hände ab! u. s. w.

Außerdem aber wissen die isolirenden Sprachen auf andere Weise die Beziehungen der Begriffe auszudrücken, nämlich durch die Stellung der Wurzeln zu einander, durch kleine Hülfswörter und durch die Betonung.

Im Chinesischen z. B. gilt folgendes Stellungs-Gesetz: „Jede nähere Bestimmung (das Attribut, sei es ein Adjectivum oder ein Genitiv, und auch das Adverbium oder ein adverbialer Ausdruck) steht vor dem Zu-bestimmenden (dem Substantiv und dem Verbum), die Ergänzung aber (das Object) steht hinter dem Zu-ergänzenden (dem regierenden Verbum). Das Subject steht vor dem Prädicat, während das Object hinter demselben folgt; das Prädicat steht hinter dem Subject, während das Attribut vor dasselbe tritt. — Ist z. B. die Vorstellung der Größe als Prädicat ohne Object hingestellt, so erfolgt von selbst, daß sie als in der Substanz ruhende Eigenschaft, als „groß“ gedacht werde; folgt ihr aber ein Object, so muß sie als transitive Thätigkeit „groß machen“ auftreten. Wird sie aber attributiv und prädicativ bestimmt, wird sie Subject, so wird sie zugleich von dem Wesen, dem sie zugeschrieben wird, abgelöst gedacht, also als selbständig und an sich das „Groß, oder Groß-Sein oder die Größe“. — So zwingt die chinesische Sprache logische Formen zu denken, die sie grammatisch gar nicht andeutet, und sie erreicht durch das einfache Mittel der Stellung eine große Bestimmtheit im Denken der wesentlichsten formalen Beziehungen mit voller Reinheit; sie will wenig und erlangt viel.“⁹⁾

⁹⁾ Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Berlin, Ferd. Dümmler, 1860. S. 115 u. 116.

Nicht minder bedeutungsvoll als die Stellung ist auch die Betonung. Je nach der Verschiedenheit des Accenten, welchen man auf ein Wort legt, nimmt dasselbe eine andere, oft wesentlich verschiedene Bedeutung an. Max Müller führt ein interessantes Beispiel aus dem Annamitischen (der alten Sprache Cochinchina's) an, wo ba bà bâ bá, wenn die schwierige Aussprache glücklich von Statten geht, heißen soll: „Drei Damen (geben eine) Ohrfeige (dem) Günstling des Fürsten“.¹⁰⁾

Wenn nun auch in den isolirenden Sprachen die Wörter (Wurzeln) noch streng einsilbig sind, so bleiben diese dennoch nicht ganz und gar unabhängig, isolirt von einander; vielmehr findet sich auch schon bei den Sprachen dieser Classe ein Zug zur Bildung zweisilbiger Wörter, indem zur näheren Bestimmung eines Wortes ein anderes bald vor, bald nachgesetzt wird. So bildet der Chinese unser Wort „Steinchen“ durch die Zusammenstellung von schi Stein und yl Kind. Steinchen heißt demnach chinesisch schi yl, wörtlich Stein-Kind. Aus der Verbindung von fu Vater und mu Mutter entsteht fu mu Eltern.

Aber wohlgemerkt! Jedes der beiden in Verbindung gesetzten Elemente behält seine eigene Wurzelnatur bei, namentlich bleibt jede lautliche Veränderung ausgeschlossen.

Hierin beruht der Hauptunterschied zwischen dieser und der folgenden Classe.

Die agglutinirenden (anleimenden) Sprachen fügen nämlich gewisse Wurzeln, welche die Beziehungen der Begriffe ausdrücken, an die Hauptwurzeln (den Stamm), so daß beide Elemente gewissermaßen ein Ganzes bilden, wenn auch im strengen Sinne noch kein organisches Wort. Hierbei bleiben die Hauptwurzeln auch stets unveränderlich, da-

¹⁰⁾ Vorlesungen, II, S. 35.

hingegen können jene, welche die Beziehung ausdrücken, eine Veränderung erleiden.

Aber diese angefügten, angeleimten Silben haften noch so lose an, daß sie wieder weggenommen werden können, ohne daß dadurch die ursprüngliche Bedeutung der Wurzeln, des Stammes sowohl als der Endung, verloren geht. Obwohl die Endungen keineswegs immer ihre Bedeutung als selbständige Wörter behalten haben, so werden sie doch noch als besondere, von den Hauptwurzeln ganz verschiedene Wortformen gefühlt. Zur Verdeutlichung mag ein Beispiel aus dem Türkischen dienen:

Lieben im allgemeinen Sinne des Wortes oder lieb, als Wurzel, heißt türkisch sev. Durch Anhängung von er wird ein Particip gebildet. Sev-er bedeutet demnach lieb=end. Du heißt im Türkischen sen, und da alle diese näher bestimmenden Silben der Wurzel angehängt werden, so erhält man sev-er-sen liebend=du oder du liebst. Sev-mek (mek machen, thun) entspricht unserem Infinitiv „lieben“. Fügt man in hinzu, so erhält man ein reflexives Verb sev-in-mek, welches sich lieben oder vielmehr sich freuen, glücklich sein heißt. Sev-isch-mek heißt einander lieben, sev-dir-mek lieben machen, sev-il-mek geliebt werden, sev-isch-dir-il-me-mek zu gegenseitiger Liebe nicht veranlaßt werden.¹¹⁾

Wir sehen also hier noch deutlich die Fugen zwischen den zusammengeleimten Silben, welche somit leicht wieder von einander getrennt werden können, ohne daß dadurch eine Verstümmelung stattfindet. Von einer Worteinheit kann dabei natürlich nicht die Rede sein; denn das Wort, als organisches Ganze, duldet nicht, daß man eins seiner Glieder hinwegnehme, weil dadurch eben das Ganze zerstört würde.

¹¹⁾ Näheres s. Max Müller, Vorlesungen I, S. 271 ff., und Schleicher, die Sprachen Europas, S. 70 ff.

Anders verhält es sich bei den Sprachen der 3. Classe, den Flexions-sprachen, zu denen die unserige gehört.

Hier ist die Verbindung der einzelnen Bestandtheile des Wortes eine viel innigere, oft geradezu eine unlösbare geworden. Wer könnte z. B. unser Feu= ohne er, Lug= ohne end, himm= ohne lich verstehen?

Ferner: Während die agglutinirenden Sprachen nur die angefügten Silben verändern können, besitzen die Flexions-sprachen die Kraft, die Hauptwurzel sowohl als die aus ursprünglich selbständigen Wurzeln entstandenen Beziehungslaute zum Zwecke des Beziehungsausdruckes regelmäßig zu verändern, wie wir das an der starken Form unserer Verben sehen können, z. B. singen, sang, gesungen; geben, gab, gegeben.

Selbstverständlich ist durch die innige Verschmelzung der Wortelemente ihre ursprüngliche Bedeutung mehr oder weniger verloren gegangen oder doch nur noch dem Sprachforscher zu erschließen möglich. Wie viele, welche „liebte“, „glaubte“ u. s. w. sagen, wissen wohl, daß in der Endung te „that“ steckt?

Fassen wir die charakteristischen Merkmale der drei Sprachclassen nun noch einmal übersichtlich zusammen.

1. Classe: Einsilbige, unveränderliche Bedeutungswurzeln werden neben einander gesetzt; die Stellung hauptsächlich muß ersetzen, was wir durch Flexionsveränderungen bewirken.
2. Classe: Lose Anfügung (Anleimung) der Beziehungswurzeln an die stets unveränderlich bleibende Bedeutungswurzel.
3. Classe: Verschmelzung der einzelnen Elemente zu einer unzertrennlichen Einheit; regelmäßige Veränderung der Wurzel sowie der aus ursprünglich selbständigen Wurzeln entstandenen Beziehungslaute zum Zwecke des Beziehungsausdruckes — Flexion.

Wenn wir nun sehen, wie sich in den Sprachen einer höheren Classe Formen finden, welche an diejenigen der vorhergehenden erinnern; wenn wir ferner wahrnehmen, daß in den Sprachen der 1. Classe eine Neigung zur Agglutination, in denen der 2. Classe eine Neigung zur Flexion vorhanden ist: so legt uns dies den Gedanken nahe, daß die drei Sprachclassen als drei Entwicklungsstufen aufzufassen sind, welche jede Sprache entweder schon durchgemacht oder vielleicht noch durchzumachen hat, so daß also die Sprachen der zweiten Stufe einst der ersten, die der dritten früher einmal der zweiten und noch früher der ersten angehört haben.

Man pflegt die erste Stufe die radicale (von radix Wurzel), die zweite die terminationale, d. h. Endungen anfügende, die dritte die flexionale zu nennen. Wir werden später Gelegenheit finden diesen Gedanken weiter zu verfolgen.

Manche Sprachgelehrten nehmen anstatt drei Sprachclassen deren vier an, indem sie die sogenannten einverleibenden Sprachen (die Indianersprachen in Amerika) als besondere Classe gelten lassen. Das Wesen der Einverleibung besteht darin, daß fast alle Glieder des Satzes in ein einziges Wort zusammengezogen werden, z. B. aus unserem Satz: „Ich esse Fleisch“ macht der Mexikaner nur ein Wort ninakakwa, d. i. ni ich, naka Fleisch, kwa esse.

Durch dieses Verfahren entstehen, ebenso wie wir das bei den agglutinirenden Sprachen gesehen haben, oft riesige Wortgebilde.

Wir haben uns an die Dreitheilung gehalten, weil sie für unseren Zweck sicher die geeignetste ist.

Eine wesentlich verschiedene Eintheilung hat Professor Steinthal vorgeschlagen¹²⁾, die wir, jedoch ohne nähere Begründung, mittheilen wollen.

¹²⁾ Charakteristik u. s. w. S. 327.

A. Formlose Sprachen.	1.	nebensetzende	I. Die hinterindischen Sprachen.	
			a. Inhalts-Bestimmungen durch Reduplication u. Präfixe ausdrückend	II. Die polynesischen.
			b. Inhalts-Bestimmungen durch den Wurzeln hinten angefügte Anhänge ausdrückend	III. Die ural-altaischen.
B. Form-Sprachen.	2.	abwandelnde	c. Beziehungen und Inhalts-Bestimmungen durch Einverleibung ausdrückend	IV. Die ameritanischen.
			1. nebensetzend	V. Das Chinesische.
			a. durch lose Anfügung der grammatischen Elemente	VI. Das Egyptische.
B. Form-Sprachen.	2.	abwandelnd	b. durch inneren Wandel der Wurzel	VII. Das Semitische.
			c. durch eigentliche Suffixe	VIII. Das Sanskritische.

2. Die genealogische Classification.

Die genealogische Eintheilung der Sprachen ist bis jetzt noch nicht vollständig durchgeführt worden; nur die Sprachen der dritten Classe hat man genealogisch, d. h. mit Rücksicht auf ihre Verwandtschaft bereits geordnet. Zunächst zerfallen die flectirenden Sprachen in zwei große Sprachfamilien oder besser Sprachstämme, nämlich in den semitischen und den indogermanischen Sprachstamm. Obwohl diese beiden Stämme nach der morphologischen Eintheilung derselben Classe angehören, so sind sie doch wesentlich von einander unterschieden und alle Versuche, sie auf ein und dieselbe Grundsprache zurückzuführen, sind bis jetzt wenigstens noch nicht gelungen. Einige Sprachforscher zweifeln indeß keineswegs daran,

daß es der Sprachwissenschaft endlich gelingen werde, ihre gemeinsame Abstammung nachzuweisen. Wir können hier auf den Unterschied der beiden Sprachstämme nicht genauer eingehen; wir begnügen uns daher, auf die Haupteigenthümlichkeit der semitischen Sprachen den indogermanischen gegenüber aufmerksam zu machen.

Im Semitischen hat nämlich die Wurzel keinen ihr eigenthümlichen Wurzelvocal, sondern sie besteht lediglich aus drei Consonanten. Durch einen bloßen Wechsel der Vocale, welche den Consonanten vor- oder nachgesetzt werden, lassen sich nun zahlreiche Wortformen bilden. So z. B. bezeichnet im Hebräischen die Consonantenverbindung qtl die Wurzel, welche den Begriff „tödten“ enthält. Es heißt nun qâtal¹³⁾ er hat getödtet, qotel tödtend, qetel Mord u. s. w.

In den indogermanischen Sprachen dagegen findet sich ein bestimmter Wurzelvocal in jeder Wurzel und diese ist stets einsilbig, z. B. da geben, stha stehen, während sie im Semitischen zweisilbig, manchmal auch (wenigstens im Arabischen) dreisilbig ist.

Sehen wir nun zu, wie man die beiden Sprachstämme weiter gegliedert hat.

a. Der semitische Sprachstamm.

Dieser Sprachstamm theilt sich in drei Zweige, das Aramäische, Hebräische und Arabische.

Das Aramäische wurde im Alterthum in Syrien, Mesopotamien und Babylonien gesprochen und zerfiel in das Syrische (Westaramäische) und Chaldäische (Ostaramäische).

Letzteres wurde nach der babylonischen Gefangenschaft der Juden nach Palästina verpflanzt und blieb hier Volkssprache bis zur Zerstörung von Jerusalem. Es ist also die

¹³⁾ Sprich q wie ein tief in der Kehle gesprochenes k.

Sprache, in der Christus gelehrt hat. Auch einige Bücher der heiligen Schrift sind in dieser Sprache, die natürlich durch das Hebräische eine starke Beimischung erhalten hatte, abgefaßt, z. B. das Buch Esra.

Hauptrepräsentant des zweiten Zweiges des semitischen Sprachstammes ist das Hebräische, mit dem das Phönizische und das Punische (die Sprache der Carthager) nahe verwandt sind.

Der dritte Zweig umfaßt das Aethiopische (die alte Sprache von Habesch oder Abyssinien) und besonders das Arabische, eine der reichsten und merkwürdigsten Sprachen der Welt, welche fast über den ganzen Orient verbreitet, auch vielfach in andere Sprachgebiete eingedrungen ist, wie z. B. in's Persische, Türkische und Spanische, durch dessen Vermittelung sich sogar eine Menge Wörter in unsere deutsche Sprache eingeschlichen haben, z. B. Kaffee (arab. kahwe, span. café), Kabel (arab. kabl, span. cable), Kameel (arab. Dschemel, span. camello), Ziffer (arab. dschefr, span. cifra) u. a. m.¹⁴⁾

Diese drei Zweige des semitischen Sprachstammes sind so nahe mit einander verwandt, — viel näher noch als die indogermanischen Sprachen unter einander — daß an ihrem gemeinsamen Ursprunge gar nicht gezweifelt werden kann; sie setzen also nothwendigerweise eine semitische Ursprache voraus, aus der sie hervorgegangen sind.

Anmerkung. Wir nehmen hier Veranlassung, einer Ansicht entgegenzutreten, welche noch immer weit verbreitet ist, und die auch häufig noch in den Schulen, namentlich beim Religionsunterrichte, vorgetragen wird, — wir meinen die Ansicht, daß die hebräische Sprache die Ursprache sei, deren sich Adam und Eva im Paradiese bedient haben sollen. Weil die ältesten Urkunden der heiligen Schrift in

¹⁴⁾ S. Volk, Die Sprache und ihr Leben. S. 69 u. 70.

dieser Sprache abgefaßt sind, in ihr die Gespräche mitgetheilt werden, die Gott mit den ersten Menschen geführt haben soll, darum, so schließt man, muß sie die Ursprache sein.

Was für absurde Meinungen in Bezug auf die Ursprache überhaupt schon aufgestellt worden sind, davon nur einige Beispiele.

Ein gewisser Goropius gab im Jahre 1580 ein Werk heraus, um nachzuweisen, daß im Paradiese holländisch gesprochen worden sei. Ein anderer Gelehrter, André Kempé, behauptete, daß Gott mit Adam schwedisch gesprochen, Adam dänisch geantwortet und die Schlange mit Eva französisch parlirt habe. Ja, im Jahre 1815 soll sogar noch von Mainz aus behauptet worden sein, daß die deutsche Sprache die Ursprache sei. — Jacob Grimm¹⁵⁾ theilt eine Erzählung Herodots mit, nach welcher Psammetich, König von Egypten, um zu versuchen, welches Volk und welche Sprache zuerst erschaffen worden sei, zwei neugeborene Kinder einem Hirten aufzuziehen gegeben habe, mit dem Befehl, kein Wort vor ihren Ohren auszusprechen und darauf zu achten, welchen Laut sie nun hervorbringen würden. Nach Verlauf einiger Zeit, als der Hirt diesen Kindern sich genähert, hätten sie mit ausgestreckten Händen bekos ausgerufen, und dann öfter dasselbe Wort in Gegenwart des Königs wiederholt. Auf angestellte Erkundigung sei man aber gewahr geworden, daß die Phryger das Brot bekos nennen und habe dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß die Phryger das älteste Volk der Erde seien.

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung zur Beleuchtung der Behauptung zurück, daß das Hebräische die Ursprache sei.

Wir wollen einmal zunächst von Allem, was die Sprachwissenschaft an's Licht gefördert hat, absehen und

¹⁵⁾ Ueber den Ursprung der Sprache. S. 34.

annehmen, das Hebräische sei wirklich die Sprache der ersten Menschen gewesen. Was ist denn nun aus ihm geworden, als Gott, wie die Bibel berichtet, die Sprachen verwirrte? Hierauf haben allerdings schon die alten Kirchenväter eine Antwort gegeben, dahingehend, daß, da die Nachkommen Sems die Träger der Offenbarung gewesen seien, sich auch bei ihnen die Ursprache erhalten habe.

Gut! also Abraham, der aus Ur in Chaldäa gebürtig war, sprach hebräisch; demnach muß man doch wohl in seinem Vaterlande auch hebräisch gesprochen haben? oder hat sich vielleicht die hebräische Sprache nur in der Familie Abrahams erhalten? Merkwürdigerweise aber finden wir später, daß Laban sich der aramäischen Sprache bedient, als er dem aufgerichteten Steinhäufen einen Namen gibt. 1 Mos. 31, 47. Wir müssen also annehmen, daß die Verwandten Abrahams, welche in Mesopotamien zurückblieben, der hebräischen Sprache verlustig geworden sind.

Als Abraham nach Canaan kommt, findet er Städte und Personen, die hebräische Namen führen, z. B. Bethel, Hebron, Salem, — Melchisedek; auch sehen wir ihn sofort mit den Einwohnern daselbst verkehren: es müssen diese folglich auch hebräisch gesprochen haben. Wie hätte sich aber wohl die Sprache des Paradieses bei den Nachkommen des von Noah verfluchten Canaan erhalten können? — Hier sehen wir uns also schon in eine Menge von Widersprüchen verwickelt, aus denen wir, wollten wir die Sache noch etwas weiter verfolgen, vielleicht gar nicht wieder herauskämen. So viel aber leuchtet wohl ein, daß die Annahme, als sei das Hebräische die Ursprache, ebenso unsinnig ist, als wenn wir dies von unserer deutschen Sprache annehmen wollten.

Selbst Abraham hat, streng genommen, noch nicht einmal hebräisch gesprochen. Seine Muttersprache war das Aramäische, welches in naher Verwandtschaft zu der Sprache

der Canaaniter stand, mit denen er sich also leicht verständigen konnte. In der Folge hat er selbstverständlich deren Sprache angenommen, aus der sich dann später nach dem Auszuge der Kinder Israel aus Egypten die eigentliche hebräische Sprache, wie sie auf uns gekommen ist, ausgebildete.

b. Der indogermanische Sprachstamm.

Der indogermanische Sprachstamm, welcher auch der indoeuropäische oder der arische genannt wird, zerfällt in 8 Familien: 1. die indische, 2. die eranische, 3. die keltische, 4. die griechische, 5. die italische, 6. die lithauische, 7. die slawische und 8. die deutsche. Da dieser Sprachstamm bis jetzt am genauesten erforscht worden ist, auch für uns das größte Interesse hat, so werden wir uns von nun an fast ausschließlich mit ihm beschäftigen. Es wird darum zunächst nöthig sein, die einzelnen Familien etwas genauer kennen zu lernen.

IV. Die Familien des indogermanischen Sprachstammes.

1. Die indische Familie.

Von dieser Familie allein ist die Grundsprache bekannt. Es ist dies die Sprache, in welcher die Vedas, die Religionsbücher der alten Inder, abgefaßt sind und daher die vedische Sprache oder das vedische Sanskrit genannt wird. Sie wurde einst von dem Volke gesprochen, welches südlich vom Himälaja, zwischen dem Indus und Brahmaputra wohnte, hörte aber schon einige Jahrhunderte v. Chr. auf eine lebende zu sein, indem sie sich in mehrere Mundarten auflöste, die etwa in demselben Verhältniß zu ihr standen, wie das Italienische zum Lateinischen. Als Schriftsprache jedoch suchte man jene alte Sprache beizubehalten und so entstand das Sanskrit im engeren Sinne, welches zwar von dem Veda-Sanskrit verschieden, namentlich „in den Formen vereinfacht und durch Regeln in eine feste Correctheit gebracht“, in lautlicher und grammatikalischer Beziehung jedoch noch im Ganzen auf der früheren Entwicklungsstufe stehen geblieben ist. Die eigentliche Sanskritsprache (d. h. vollendete, vollkommene) ist also nie eine lebende Sprache gewesen, sondern sie wurde und wird noch bis auf den heutigen Tag von den Brahmanen als Gelehrtensprache gebraucht, wie dies bei unseren Gelehrten früher mit dem Lateinischen der Fall war.

Auf ihre große Bedeutung für die Sprachwissenschaft haben wir bereits hingewiesen. Diese verdankt sie jedoch nicht bloß ihrer vollendeten grammatischen Ausbildung, sondern auch den kostbaren Literaturschätzen, welche in ihr niedergelegt worden sind. Außer höchst werthvollen Epen, Dramen, lyrischen Dichtungen u. s. w. finden sich sogar wissenschaftliche Werke von höchster Bedeutung, so z. B. Grammatiken und Wörterbücher. In diesen fanden unsere Sprachgelehrten bereits ausgeführt, was man in Europa bisher vergeblich versucht hatte, nämlich die genaue Analyse der Wortformen, die Zurückführung derselben auf ihre Wurzeln; ja durch sie bekam man überhaupt erst eine Idee, was eigentlich eine Wurzel sei.

Die Volksdialecte, welche sich aus der alten vedischen Sprache bildeten, werden unter dem gemeinsamen Namen Prâkrit (d. h. Natursprache) zusammengefaßt. Aus dem Prâkrit haben sich dann im Laufe der Zeit und unter Einwirkung des Arabischen, Persischen, Mongolischen und Türkischen die heutigen Sprachen und Mundarten Indiens ausgebildet, wie z. B. das Hindustanische, Mahrattische, Bengalische u. s. w. —

Das sanskritische Alphabet führt den Namen Dêvanâgarî, d. h. Götterschrift. Als Probe dieser Schrift mögen die Zeichen für die anlautenden Vocale dienen.

अ	आ	इ	ई	उ	ऊ
a	â	i	î	u	û
ऋ	ॠ	ऌ	ॡ		
ri	rî	li	lî		
ए	ऐ	ओ	औ		
ê	âi	ô	âu		

Man bedient sich jedoch der Bequemlichkeit wegen in

Europa jetzt allgemein der lateinischen Buchstaben, die theilweise durch Punkte und andere Zeichen näher bestimmt werden.

Die Ziffern haben im Sanskrit folgende Formen:

१	२	३	४	५	६	७	८	९	०
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0

Daß einige dieser Ziffern eine große Aehnlichkeit mit den unsrigen haben, sieht man sofort. In der That verdienen unsere Zahlzeichen es eigentlich auch nicht, arabische genannt zu werden, denn sie stammen ursprünglich aus Indien; die Araber waren nur die Ueberbringer, nicht die Erfinder derselben.

2. Die eranische Familie.

Die ältesten eranischen Sprachen, welche wir kennen, sind das Altbaktrische und das Altperische.

Die altbaktrische Sprache, gewöhnlich Zend genannt, ist die Sprache, in welcher das heilige Buch (Avesta) der Anhänger des Zoroaster abgefaßt ist. Das Zend ist sehr nahe verwandt mit dem Sanskrit, besonders mit dem Beda-Sanskrit. Es hörte ebenfalls lange vor Christus auf eine lebende Sprache zu sein.

Das Altperische kennen wir nur aus den sogenannten Keilinschriften, wie sie sich an Ruinen und Felsen finden. Sie stammen aus der Zeit des Darius, des Xerxes und des Artaxerxes. Keilinschriften heißen sie, weil die einzelnen Zeichen derselben aus keilförmigen in Stein gehauenen Strichen bestehen. Hier eine Probe:

𐎠	𐎡	𐎢	𐎣	𐎤	𐎥	𐎦	=
a	r	t (a)	kh	s(a)	tr	a	=

Artakhsastrâ d. i. Artaxerxes.

Der Scharfsinn, welcher angewandt worden ist, um diese seltsame Schrift zu entziffern, verdient unsere ganze Bewunderung. „Als Grotefend den Versuch machte, sie zu entziffern, hatte er zunächst den Beweis zu führen, daß diese Streifen und Striche wirkliche Inschriften und nicht bloße Arabesken oder phantastische Verzierungen seien. Er hatte darauf aussindig zu machen, ob diese magischen Charactere in horizontaler oder perpendiculärer Richtung, von der Rechten zur Linken oder von der Linken zur Rechten zu lesen seien“.¹⁶⁾ Indeß, diese Schwierigkeiten wurden alle nach einander überwunden. Man suchte zuerst die Eigennamen Darius, Xerxes und Artaxerxes aufzuspüren, bestimmte aus ihnen die Bedeutung gewisser Buchstaben, mit Hülfe deren man andere Wörter entzifferte u. s. f. Heute ist man darin so weit vorgeschritten, daß es sogar Grammatiken und Wörterbücher über diese Sprache gibt.

Zu den neueranischen Sprachen gehören: das Neupersische, das Afghanische, das Kurdische u. a. m.

3. Die keltische Familie.

Von dieser früher weit verbreiteten Familie sind nur noch wenige Ueberbleibsel vorhanden, nämlich das Kymrische (in Wales und in der Bretagne) und das Gälische (in Irland, Schottland und auf der Insel Man).

4. Die griechische Familie.

Diese Familie hat sich nicht, wie z. B. die italienische und deutsche, in eine Anzahl verschiedener Sprachen ver-

¹⁶⁾ Max Müller, Vorlesungen, II, S. 4.

zweigt, sondern wird nur noch von einer¹⁷⁾ lebenden Sprache, der neugriechischen, repräsentirt.

Die altgriechische Sprache steht bekanntlich ihres Formenreichthums wegen, sowie als Trägerin einer reichen und wichtigen Literatur, in ganz besonderem Ansehen. Sie zerfiel Anfangs in eine Menge Dialecte, von denen die wichtigsten waren: der äolische, dorische, jonische und attische.

5. Die italienische Familie.

Die Grundsprache fehlt, doch sind uns wenigstens in Inschriften einige ältere Mundarten erhalten, z. B. Umbrisch, Oskisch, Umlatein. Aus letzterem bildete sich die Sprache der römischen Patricier, das sogen. classische Latein. Volkssprache ist das Latein, wie wir es jetzt kennen, nie gewesen, sondern neben ihm lebten die Volksmundarten ruhig weiter, wie es — trotz unserer Volksschulen — sogar mit unserer hochdeutschen wie überhaupt mit jeder Sprache, welche sich als Schriftsprache ausbildet, der Fall ist.

Aus diesen Mundarten und nicht aus dem classischen Latein haben sich die romanischen Sprachen gebildet, nämlich: das Italienische, Spanische, Portugiesische, Provenzalische, Französische, Walachische und Rumänische oder Churwälsche (in Graubünden).

Anmerkung. Von Vielen, sogar von Gelehrten, werden die romanischen Sprachen und speciell das Französische als eine Corruption des Latein angesehen, eine Ansicht, die eben nicht verkehrter sein kann. Auf ihr beruht wohl auch zum größten Theil die Geringschätzung,

¹⁷⁾ Wenn wir von den albanesischen Mundarten, die auch zu dieser Familie gerechnet werden, absehen.

mit der man noch gar häufig auf die neueren Sprachen, im Vergleich zu den alten, classischen, herabsieht. — Daß das classische Latein einen großen Einfluß auf die romanischen Sprachen ausgeübt hat, daß namentlich eine Menge lateinischer Wörter in dieselben übergegangen sind, soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden.

6. u. 7. Die slawische und die lithauische Familie.

Diese beiden Familien werden von einigen Sprachgelehrten auch als eine zusammengefaßt. Slawische Sprachen sind: das Russische, Serbische, Slavonische oder Slovenische, das Böhmisches, von den Böhmen selbst Czechisch genannt, — verdient insofern unsere Aufmerksamkeit, als sich in jüngster Zeit das Czechenthum gewaltig breit macht und die deutsche Sprache, sowie überhaupt deutsches Wesen aus Böhmen zu vertreiben sich bemüht — das Polnische und Wendische (in der Oberlausitz).

Die lithauische, auch die lettische Familie genannt, umfaßt das Lithauische, welches in Ostpreußen und den angrenzenden Ländern gesprochen wird, das Lettische in Kurland und Livland und das Altpreußische, welches jedoch seit etwa 300 Jahren erloschen ist.

Das Lithauische ist für den Sprachforscher von großer Wichtigkeit, da es unter allen lebenden Sprachen den uralten indogermanischen Typus, namentlich in lautlicher Beziehung, am treuesten bewahrt hat.

8. Die deutsche Familie.

Dieser für uns wichtigsten Familie werden wir weiter unten in einem besonderen Abschnitte eine eingehendere Be-

trachtung widmen, weshalb wir hier nur eine allgemeine Uebersicht geben wollen. Vorab sei bemerkt, daß die deutsche Grundsprache ebenfalls nicht erhalten ist. Schon in den frühesten Zeiten begegnen wir einer großen Anzahl Mundarten, die man aber auf vier Hauptgruppen zurückführen kann: 1. Gothisch, 2. Hoch- oder Oberdeutsch, 3. Niederdeutsch oder Sächsisch, 4. Nordisch oder Scandinavisch. Das Gothische ist eine gänzlich ausgestorbene Sprache und hat sich nicht weiter verzweigt. — In der Entwicklungsgeschichte des Hochdeutschen hat man drei Perioden zu unterscheiden: 1. die Periode des Althochdeutschen v. 7—12. Jahrh.; 2. die des Mittelhochdeutschen v. 12. Jahrh. bis auf Luther; 3. die des Neuhochdeutschen von Luther bis auf unsere Zeit.

Das Niederdeutsche hat sich verzweigt in das Altsächsische, dessen neue Form die jetzigen niederdeutschen oder plattdeutschen Mundarten bilden, das Niederländische (Holländisch und Flämisch), das Friesische und das Angelsächsische, welches die Grundlage der heutigen englischen Sprache bildet.

Aus dem Altnordischen sind hervorgegangen: das Norwegisch-Isländische, das Schwedische und das Dänische. —

Der indogermanische Sprachstamm. 18)

1. Indische Familie.	2. Iranische Familie.	3. Keltische Familie.	4. Griechische Familie.
Beda = Sanskrit. Sanskrit im eng. Sinn (Prakrit). * Neuhindische Sprachen: Hindustani. Mahratti. Bengali u. s. w. * Die Sprache der Zigeuner.	1. Altbatrisch oder Zend. 2. Altperisch. * Neuperisch. * Afghanisch. * Kurdisch u. s. w. 3. Alt-Armenisch. * Neu-Armenisch.	Altirisch. * Gälisch. Volksm. in Irland, Schottland und auf der Insel Man. * Kymrisch. In Wales und in der Bretagne.	Altgriechisch. Hauptdialecte: Aeolisch. Dorisch. Ionisch. Attisch. * Neugriechisch. * Albanesisch.
5. Italienische Familie.	6. Slawische Familie.	7. Lithauische Familie.	8. Deutsche Familie.
Altitalienische Mundarten. Umbritsch. Oskisch. Atriatein. Lateinisch. Romanisch. 1. * Italienisch. 2. * Spanisch. 3. * Portugiesisch. 4. * Provenzalisch. 5. * Französisch. 6. * Walachisch. 7. * Churwälsch.	Altslawisch. * Russisch. * Serbisch (Kroatisch). * Slowenisch. * Böhmisches. * Polnisch. * Wendisch.	* Lithauisch. * Lettisch. Altpreussisch.	1. Gothisch. 2. Hochdeutsch. Alt-, Mitt-, * Neu-Hochd. 3. Niederdeutsch. a. Mittschisch. b. * Neu-Niederdeutsch. Niederländisch. * Holländisch, * Flämisch. c. Friesisch, (* Neu-Dr.) d. Angelsächsisch. * Neu-Englisch. 4. Scandinavisches oder Alt-Nordisch. * Isländisch = Norwegisch, * Schwedisch, * Dänisch.

18) Die mit * bezeichneten sind noch lebende Sprachen.

V. Die Methode der Sprachwissenschaft.

Nach dem Vorhergehenden ist also unsere deutsche Sprache verwandt mit dem Sanskrit, dem Griechischen, dem Lateinischen u. s. w., ja sogar, neueren Forschungen zufolge, mit der Sprache der Zigeuner.

Vielleicht hat der eine oder der andere meiner Leser ob solcher Behauptung bereits ungläubig den Kopf geschüttelt und jedenfalls die Frage aufgeworfen: Womit kann die Sprachwissenschaft das beweisen? Wir wollen versuchen diese Frage zu beantworten, indem wir die Methode darlegen, welche die Sprachwissenschaft befolgt hat, um die Verwandtschaft der Sprachen nachzuweisen.

Schon eine oberflächliche Vergleichung der Sprachen des indogermanischen Sprachstammes zeigt, daß in einer Anzahl von Wörtern eine auffallende Ähnlichkeit vorhanden ist. Ganz besonders und gewiß nicht ohne tieferen Grund gewahren wir diese Uebereinstimmung in den Wörtern, welche Verwandtschaftsverhältnisse bezeichnen. Wir wollen nur einmal vier dieser Ausdrücke in einigen Sprachen zusammenstellen:

sanskrit.	pitar	mâtar	bhrâtar	svasar
lat.	pater	mater	frater	soror
ital.	padre	madre	fratello	sorella
frz.	père	mère	frère	soeur
ahd.	vatar	muotar	pruodar	suestar
nhd.	Vater	Mutter	Bruder	Schwester
engl.	father	mother	brother	sister
schwed.	fader	moder	broder	syster
böhm.	(otec)	matka	bratr	sestra.

Nur im Böhmischen ist für „Vater“ ein anderes Wort an die Stelle getreten, sonst herrscht bei alle diesen Sprachen eine wunderbare Uebereinstimmung.

Der Wechsel der Consonanten p, b, f wird später erklärt werden.

Im Gegensatz hierzu setzen wir obige Wörter in einer nicht verwandten Sprache, z. B. dem Ungarischen, hierher.

Vater, ungar. atya; Mutter, ungar. anya; Bruder, ungar. fivér (testvér); Schwester, ungar. nővér (leány-testvér).

Nicht minder bedeutsam ist die Uebereinstimmung der indogermanischen Sprachen in den Zahlwörtern, den persönlichen Fürwörtern und den Hilfszeitwörtern.

Vergleichen wir nur einmal die Grundzahlwörter von 1 bis 10 in den oben angeführten Sprachen:

	1	2	3	4	5
sanstr.	êka	dva	tri	tschatvâr (verkürzt: tschatur)	pantschan
lat.	unus	duo	tres	quatuor	quinque
ital.	uno	due	tre	quattro	cinque
frz.	un	deux	trois	quatre	cinq
ahd.	ein	zuênê	drîe	fior	fimf
nhd.	eins	zwei	drei	vier	fünf
engl.	one	two	three	four	five
schwed.	en	två	tre	four	fem
böhm.	geden	dwa	trj	čtyřj	pět
	6	7	8	9	10
sanstr.	schasch	saptan	aschtan	navan	daśan
lat.	sex	septem	octo	novem	decem
ital.	sei	sette	otto	nove	dieci
frz.	six	sept	huit	neuf	dix

ahd.	sēhs	sipun	ahtô	niun	zēhan
nhd.	sechs	sieben	acht	neun	zehn
engl.	six	seven	eight	nine	ten
schwed.	sex	sju	åtta	nio	tio
böhm.	šest	sedm	osm	dewet	deset ¹⁹⁾

Die scheinbaren Verschiedenheiten finden in der Abweichung der einzelnen Sprachen von einander ihre natürliche Erklärung.

Diese Beispiele mögen hinreichen, um darzuthun, wie ganze Reihen von Wörtern auf eine Verwandtschaft der betreffenden Sprachen hinweisen.

Indeß, die Anzahl der so übereinstimmenden Wörter ist verhältnißmäßig klein gegen die der nicht übereinstimmenden; auch könnte ja ein Wort von einer Sprache in die andere übergegangen sein, ohne daß gerade ein verwandtschaftliches Verhältniß zwischen ihnen bestände.

Aber eine ganz andere Beweiskraft lieferten die Ergebnisse einer aufmerksamern Vergleichung, wodurch festgestellt wurde, daß alle indogermanischen Sprachen in ihrer Wortbiegung und Wortbildung im Wesentlichen übereinstimmen.

Wie man dabei zu Werke ging, wollen wir uns an einem Beispiele klar zu machen suchen.

Wenn wir die Conjugation unserer Verben betrachten, so begegnen wir in der dritten Person Singularis des

¹⁹⁾ Die Sanskritwörter sind so geschrieben worden, wie sie ausgesprochen werden.

Das schwedische å wird fast wie ao gesprochen.

Im Böhmischen lautet č = tsch, ř = rsch, š = sch, ž wie ein gelindes sch; ě ist ein schwer zu bezeichnender Laut, etwa gleich je, jä.

Präsens immer der Endung **t**, z. B. er ist, geht, liebt u. s. w.; ebenso im Lateinischen *est, amat etc.*

Im Sanskrit nun steht immer an dieser Stelle die Silbe *ti*, z. B. er ist heißt *as-ti*, welches aus der Wurzel-silbe *as*, die den Begriff „sein“ enthält, und der Endung *ti* besteht, welche gleichbedeutend mit einem Pronomen *ta* der oder er heißt. Wir sehen also, daß jene Endung **t** ursprünglich das er bezeichnete, welches wir jetzt vorsehen, so daß unser *ist* eigentlich „sein er“ hieß. In gleicher Weise haben die Sprachforscher, vor Allen der oben genannte Franz Bopp, gezeigt, daß nicht bloß er, sondern auch das ich, du, wir, ihr, sie in einer Reihe von Sprachen durch dieselben Silben ausgedrückt wurde, die sich natürlich im Laufe der Zeit in der einen Sprache mehr, in der anderen weniger abgeschliffen haben.

Ähnliches läßt sich auch an den Casusendungen nachweisen.

Solche Vorgänge nun, welche in das innere Leben einer Sprache hineinreichen, können unmöglich von außen eingeführt werden, sondern sie müssen ihr von Natur aus eigen sein. Es muß deshalb, wo in verschiedenen Sprachen Gleichheit in der Conjugation, Declination u. s. w. herrscht, nothwendig auf eine ursprüngliche Einheit geschlossen werden.

Als man daher gefunden hatte, daß die indogermanischen Sprachen verwandt seien, da mußte sich naturgemäß die Frage nach der gemeinsamen Quelle, aus der sie hervorgegangen, einstellen. Anfangs hielt man das Sanskrit für die indogermanische Ursprache, doch fand man bald, daß gewisse Formen in andern Sprachen treuer erhalten worden waren als in ihm; es konnte deshalb diesen nur nebeneordnet, nicht übergeordnet sein.

Will man die freilich nicht sehr passenden Ausdrücke „Mutter- und Tochtersprache“ gebrauchen, so ist das Sans-

krit nur die älteste Tochter in der indogermanischen Sprachfamilie.

Man hat nun auf andere Weise die indogermanische Ursprache aufzufinden sich bemüht, nämlich man hat versucht, sie aus den vorhandenen Sprachen zu erschließen. Was die Wissenschaft in dieser Beziehung bis jetzt zu leisten vermocht hat, ist von Prof. Schleicher in seinem „Compendium“²⁰⁾ übersichtlich dargestellt worden. Wir können uns freilich auf diese höchst scharfsinnigen Versuche nicht näher einlassen, da sie bedeutende sprachwissenschaftliche Kenntnisse voraussetzen; nur die Methode, nach welcher man bei diesen Rückschlüssen verfährt, wollen wir an einigen Beispielen kennen lernen und sodann der wichtigen Aufschlüsse gedenken, welche man in Folge dessen über das indogermanische Urvolk bekommen hat.

Wir stellen zu dem Zwecke das Präsens des Hilfszeitwortes fein in einigen Sprachen zusammen.

san̄skr.	lat.	lith.	goth.	nhd.
as-mi	s-u-m	es-mi	im (für is-mi)	ich bin
asi	es	esi	is	du bist
as-ti	es-t	es-ti	is-t	er ist
s-mas	s-u-mus	és-me	(sijum)	wir sind
s-tha	es-tis	és-te	(sijuth)	ihr seid
s-anti	s-unt	?	s-ind	sie sind.

Die zu Grunde liegende Wurzel heißt, wie wir das bereits angegeben haben, as, welche den Begriff „sein“ ausdrückt. Im Sanskrit hat sich dieselbe am treuesten erhalten, mithin müssen wir von ihm ausgehen, um die indogermanische Ursprache zu erschließen. Da in den Formen as-mi und as-ti Wurzel sowohl als Personalendung voll-

²⁰⁾ Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. Weimar, Hermann Böhlau. (2. Aufl.)

ständig sind, so dürfen wir sie ohne weiteres der Ursprache zuweisen. Für asi ist as-si zu setzen. In s-mas ist zunächst s durch a zu ergänzen, also as-mas; mas ist entstanden aus masi, welches so viel als „ich-du“ oder „ich und du“, d. i. „wir“ bedeutet. Wir bekommen demnach die Form as-ma-si, ebenso für die zweite Person Pluralis as-ta-si (ta-si = „du und du“, d. i. „ihr“), endlich für die dritte Person as-anti. Unser „ich bin, du bist“ u. s. w. muß also in der indogermanischen Ursprache gelautet haben:

as-mi
 as-si
 as-ti
 as-ma-si
 as-ta-si
 as-anti.

In gleicher Weise schließt man von dem Worte „Vater“, sanskr. pitar, auf eine ältere Form patar, abgeleitet von der Wurzel pa, sanskr. pâ, welche „schützen, regieren, herrschen“ bedeutet; „Vater“ heißt demnach ursprünglich so viel als Beschützer, Herrscher.

Deutsch Sohn, lith. sunus, sanskr. sânus weisen darauf hin, daß es indogermanisch sunus gelautet habe.

In ähnlicher Weise, wie sich die ältere Form dieser Wörter auffinden läßt, kann man auch den Wortstamm der indogermanischen Ursprache ausfindig machen. Findet sich nämlich ein Wort in der entsprechenden Form und Bedeutung in dem größten Theile der indogermanischen Sprachen, so darf mit Recht angenommen werden, daß sie dieses Wort vor ihrer Trennung gekannt haben müssen, daß es also in der Ursprache vorhanden war.

So hat man ermittelt, daß das indogermanische Urvolk Bezeichnungen für die Begriffe „Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester, Vetter, Nuhme, Nefte, Nichte, Schwäher, Schwieger, Schwager; — Kind, Roß, Schaf,

Hund; — Korn, Mühle; — Erde, Wasser, Himmel, Mond, Stern" u. a. m. gehabt hat.

Diese Bezeichnungen der Begriffe setzen natürlicherweise die Begriffe selbst voraus; man kann also von jenen aus auf diese schließen, und so gelangt man denn nebenbei zu höchst überraschenden Resultaten über den Culturzustand der Indogermanen.

Die zahlreichen Ausdrücke, welche Verwandtschaftsverhältnisse bezeichnen, deuten auf ein geordnetes Familienleben hin. An der Spitze desselben stand der Vater, der „Beschützer“, welcher für die Sicherheit der Seinigen zu sorgen hatte, — und die Mutter, die „Messende“, welche Nahrung, Kleidung und was sonst zur Leibesnothdurft gehört, unter die Kinder und das Gesinde vertheilte.

Aber nicht allein das Familienleben war entwickelt und geregelt, sondern es lassen sich sogar die Anfänge staatlicher Ordnung nachweisen.

War das Volk im Wesentlichen auch noch ein Hirtenvolk, so führte es doch wohl kein unstätes Nomadenleben mehr; denn man baute wenigstens eine Art von Getreide, zimmerte Häuser, errichtete Ringwälle, trieb Schiffahrt, schmiedete, webte u. s. w.

Von der hohen geistigen Entwicklung dieses Volkes zeugt, daß es schon die Zahlwörter, nach dem Decimal-system geordnet, von 1—999 besaß,²¹⁾ — das Wort für

²¹⁾ Anmerkung. „In Afrika gibt es Sprachen, in denen man im eigentlichen Sinne des Wortes nicht fünf zählen kann.“ (Curtius, Sprache, Sprachen und Völker.)

Als Ergänzung hierzu bringt das „Daheim“ (Nr. 46, Jahrg. 1868) folgende Mittheilung des Missionars Kolbe vom Cap der guten Hoffnung: „Obwohl die Ovaherero, Basuto, Kaffern und Neger bis 10, 20, 30, 100 und darüber zählen können, so haben sie doch in Wahrheit keine fünf, sondern nur vier Zahlwörter, und zwar sind in der Hererosprache diese vier ersten Zahlwörter Namen für

1000 muß sich erst später eingestellt haben, da es bei den einzelnen indogermanischen Völkern wesentlich verschieden ist.

Wichtiger noch ist die Thatsache, daß sich in der indogermanischen Ursprache Wörter für geistige Begriffe nachweisen lassen. „Alles Denken geht von der Anschauung aus, darum ist kein Satz für die Sprachwissenschaft wichtiger, als der, daß alle Begriffe auf sinnlichen Anschauungen beruhen. Um so bedeutungsvoller ist die Thatsache, daß das indogermanische Urvolk schon jene erste Stufe überschritten und sich Wörter für geistige Begriffe erworben hatte. Unser ich weiß heißt in der ältesten nachweisbaren Form nicht viel anders, nämlich *vaida*. Es ist verwandt mit dem indischen *vêda*, dem Namen für die heiligen Bücher der Inder als Inbegriff alles ihres Wissens. Der sinnliche Grundbegriff hat sich im lat. *videre*, frz. *voir* erhalten. Unser Wort *Name* lautet auf Sanskrit fast ebenso *nâman* und geht auf die Grundform *gnâman* zurück, die im lat. *co-gnômen*, Beinamen, am treuesten sich erhalten hat. Die Wurzel ist *gnâ*, erkennen, *Name* bedeutet also *Erkennung*“.²²⁾

Die Zeit berechnete man damals wohl noch nicht nach Jahren, sondern nach Monden, denn das Wort *Mond* bedeutet so viel als „der Messer“.

Als Hauptgottheit verehrten die Indogermanen den lichten Himmel. —

die vier ersten Finger der Hand, an denen man ursprünglich zählte: *Namen*, die für das uralte Hirtenleben und den frühen familienartigen Charakter jener Völker zeugen. Für fünf gibt es kein eigentliches Zahlwort, sondern ein besonderes Wort, das so viel bedeutet als: „einen Einschnitt als Merkzeichen in ein Holz machen“, was man that, wenn man bei dem fünften oder letzten Finger anlangte. Von da an sind alle Zahlen Zusammensetzungen mit Ausnahme von *zehn* = *murongo*, was „geschlossene Finger“ bedeutet.“

²²⁾ Curtius, *Sprache, Sprachen und Völker*.

Wo aber hatte dieses Volk seinen Hauptsitz? In welcher Weise fand die Trennung desselben statt?

Ueber diese Fragen möchten wir wohl gern auch noch eine bestimmte Antwort haben.

Die Sprachwissenschaft hat es versucht, auch hierauf eine Antwort zu geben, die freilich noch nicht als bestimmt hingestellt werden kann.

Aus dem Umstand, daß die Sprache der Inder die alterthümlichsten Formen bewahrt hat, also der indogermanischen Ursprache am nächsten steht, während die Sprachen der Völker, welche am weitesten nach Westen vorgeedrungen sind, von derselben am weitesten abstehen, hat man gefolgert, daß die Inder am wenigsten weit gewandert sind, sich also von der Urheimath der Indogermanen nicht allzuweit entfernt haben müssen.

Da nun alle andern Stämme westwärts gewandert sind, die Inder dagegen südostwärts, so hat man wohl den Ursitz der Indogermanen in Centralhochasien, westlich vom Belurtagh zu suchen.

In welcher Weise, namentlich in welcher Reihenfolge nun aber die Trennung der einzelnen Völkerschaften erfolgt ist, darüber herrschen noch Meinungsverschiedenheiten bei den Sprachforschern. — Wie ist es denn überhaupt der Sprachwissenschaft möglich, Vermuthungen hierüber aufzustellen?

Vergleichen wir die acht Familien des indogermanischen Sprachstammes genauer mit einander, so ergibt sich sofort, daß der Grad ihrer Verwandtschaft ein verschiedener ist. So besteht zwischen der indischen und eranischen Familie ein viel engeres Verhältniß, als z. B. zwischen der indischen und deutschen. Der deutschen Familie zeigt sich die lithauische und slawische am nächsten verwandt, ebenso der griechischen die lateinische. — Aus dieser näheren und

entfernteren Verwandtschaft hat man nun mit Recht auf eine spätere oder frühere Lostrennung der verschiedenen Völker geschlossen. Von dem indogermanischen Urvolk muß sich zunächst ein großer Theil abgezweigt haben, der sich nach Westen wandte und sich später fast über ganz Europa verbreitete. Von ihm riß sich bald der keltische Stamm los, der, kriegerisch und unternehmend, bis zur äußersten Westküste Europas, bis nach Gallien, Britannien und Irland vordrang. Von diesem einst mächtigen Stamme sind jetzt nur noch Ueberreste in der Bretagne, in Wales, Hochschottland und Irland zu finden, die, jeder Selbständigkeit beraubt, immer mehr verkümmern.

Die übrigen Westindogermanen schieden sich bald in einen nördlichen und einen südlichen Zug. Der nördliche Zug, welcher noch längere Zeit, vielleicht im südlichen Rußland, vereinigt blieb, spaltete sich wieder in Letto-Slawen und Germanen. Letztere setzten sich im Herzen von Europa fest, einzelne Stämme indeß zogen nach Norden und besetzten Scandinavien, andere wandten sich westwärts und ließen sich später sogar in England nieder, wieder andere drangen südlich, in Italien, in Frankreich, selbst in Spanien ein.

Der südliche europäische Zug nahm Besitz von den Ländern am Mittelmeer. Hier in dem milderen Klima des Südens reisten die Griechen und später die Römer zu den wichtigsten Culturvölkern heran, auf die wir noch heutiges Tages als die Muster für Kunst und Wissenschaft hinschauen. —

Die in Asien zurückgebliebenen Indogermanen verließen endlich auch ihre ursprünglichen Sitze. Der eine Theil wandte sich nach Südwesten und gründete das große Perserreich, der andere drang nach Südosten in die Niederungen des Indus und Ganges ein.

Werfen diese Resultate auch nur ein spärliches Licht auf das vorgeschichtliche Leben unserer Urbäter, so haben sie doch wenigstens einen Blick in eine bisher völlig dunkle Region eröffnet, die gewiß durch spätere Forschungen immer mehr erhellt werden wird. —

VI. Vom Leben der Sprache.

Wir sind bei der Betrachtung der morphologischen Classification zu der Vermuthung gelangt, daß die drei Sprachclassen als drei Entwicklungsstufen aufzufassen seien, die eine jede Sprache entweder schon durchgemacht oder vielleicht noch durchzumachen habe. Fassen wir das bereits oben Gesagte noch einmal übersichtlich zusammen.

Ursprünglich waren alle Wörter einsilbig, auch gab es noch keine besonderen Dingwörter, oder Zeitwörter, oder Eigenschaftswörter, sondern ein und dasselbe Wort wurde als Dingwort u. s. w. gebraucht. Die Beziehungen dieser Wörter zu einander wurden nicht ausgedrückt; es gab also auch gar keine Sätze, ein Wort, ja ein Laut vertrat die Stelle eines ganzen Satzes. Erst allmählig wurden an diese Bedeutungslaute andere angefügt, welche die Beziehungen ausdrückten, bis sich dann endlich auf der höchsten Stufe die Flexion (Decl., Conj., Steigerung) ausbildete. Nicht alle Sprachen haben, wie wir bereits gesehen, diese letzte Stufe der Entwicklung erreicht, einige sind sogar auf der ersten Stufe stehen geblieben und bei weitem die größte Anzahl nimmt Mittelstufen ein zwischen diesen und den höchst entwickelten, den Flexionsprachen.

Für eine solche Entwicklung, wie ich sie mit kurzen Worten angedeutet habe, spricht auch die Thatsache, daß sich jetzt noch bei einem Kinde die Sprache in ähnlicher Weise entwickelt. Auch ein Kind spricht anfangs nur in einsilbigen Wörtern, welche aber ganze Sätze vertreten,

z. B. wau heißt Hund, aber auch kumm Hund, da ist der Hund, geh' fort Hund, der Hund bellt u. s. w., und nur der Ton, die Geberden, oder der Zusammenhang lassen die Bedeutung errathen.

Vergleichen wir nun aber die jetzt lebenden Flexions-sprachen mit ihren älteren Verwandten, so gewahren wir das gerade Gegentheil einer Entwicklung, einer Weiterbildung der sprachlichen Form, wir sehen eher einen sprachlichen Verfall. Einige Beispiele werden dies deutlich machen.

Es ist oben nachgewiesen worden, daß unser *t* in *ist*, *geht* u. s. w. in einer älteren Sprache eine vollständige Silbe war, welche zugleich das Pronomen bedeutete. Diese Bedeutung vermögen wir aus dem uns verbliebenen Ueberrest nicht mehr herauszufühlen, weshalb wir genöthigt sind, das betreffende Fürwort vorzusetzen. Dasselbe ist im Französischen und Englischen der Fall. In im Französischen wird das *t* zwar noch in einigen Wörtern geschrieben (*il finit*, *il rompt*), aber nicht mehr ausgesprochen; in vielen Wörtern sehen wir schon nichts mehr von dem *t* (*il donne*, *il vend*). Im Englischen findet sich ein *s* an der Stelle. Denselben Verfall gewahren wir an den Endungen der 1. und 2. Person. Ferner: Für unser „ich habe geliebt“ hatten die älteren Sprachen noch eine Wortform, z. B. lat. *amavi*, die uns wie den Franzosen und Engländern abhanden gekommen ist. Auch die ältere, sogen. starke Form unserer Verben wird durch die jüngere, schwache Form verdrängt. So hört man für „ich buk“ häufiger „ich backte“, für „ich hieb“ — „ich haute“ u. s. w. Einen gleichen Verfall sehen wir bei der Declination. Im Sanskrit gibt es noch 8 Casus, die fast alle verschiedene Endungen haben, im Lateinischen bloß 6, im Deutschen nur noch 4 und im Französischen und Englischen kann schon eigentlich von einer Declination nicht mehr die Rede

sein, da hier die Casusendungen fast ganz verschwunden sind und durch Präpositionen ersetzt werden müssen. — Ein weiteres Kennzeichen des Verfalls der grammatischen Form ist auch die Abschwächung des Demonstrativpronomens der, die, das und des Zahlwortes ein zum bestimmten und unbestimmten Artikel. Der Mensch heißt im Lat. einfach homo, des Menschen hominis u. s. w., erst die Abschleifung der Declinationsendungen machte den Artikel erforderlich, ebenso wie bei der Conjugation durch den Verfall der Personalendungen die Fürwörter nöthig wurden.

Neben diesem Verfall der grammatischen Form ist aber noch ganz besonders ein lautlicher Verfall an den Wörtern bemerkbar.

Recht anschaulich läßt sich derselbe an dem Worte „Auge“ nachweisen:

sanskr.	akshi
lat.	oculus
lith.	akis
slawisch	oko
griech.	ophthalmos
goth.	augo
althd.	auga oder ouga
frz.	oeil
engl.	eye.

Uebersichten wir diese Reihe, so fällt uns sofort Folgendes auf:

Im Sanskrit, Lat., Lith. und Slaw.: harter Consonant k (tenuis).

Im Griechischen: behauchter Consonant ph (aspirata).

Im Deutschen: weicher Consonant g (media).

Im Franz. und Engl.: Abwesenheit aller Conso-

nanten (das frz. *l* ist mouillirt, bei der Aussprache also nur als *j* hörbar).²³⁾

Wir werden später sehen, daß diesem Lautwandel ein wichtiges Gesetz zu Grunde liegt, welches von Jacob Grimm entdeckt wurde und deshalb das Grimm'sche Gesetz genannt wird.

Für jetzt mag dieses eine Beispiel genügen, um zu beweisen, daß eine allmähliche Abnahme des Lautbestandes in den Sprachen stattgefunden hat.

Wie läßt sich nun aber dieser thatsächliche Verfall mit der oben kurz angedeuteten Entwicklung der Sprache in Einklang bringen?

Man hat in dem Leben der Sprache zwei Perioden zu unterscheiden. Die erste Periode, welche ihre Entstehung und Entwicklung bis zur möglichsten Vollendung ihres Baues umfaßt, wird von einigen Sprachforschern die Entwicklungsperiode, die zweite dagegen die Periode des Verfalls genannt. Indes scheint letztere Benennung doch nicht ganz zutreffend zu sein; denn wenn auch eingeräumt werden muß, daß der Verfall der grammatischen Form und der Laute ein hauptsächliches Merkmal dieser Periode ausmacht, so steht dem gegenüber fest, daß die neueren Sprachen in anderer Beziehung gewonnen haben. Man sehe, wie sich Grimm (Ursprung d. Spr., S. 51 ff.) hierüber äußert. Es läßt sich auch gar nicht denken, daß, da die Menschheit doch in stetigem Fortschritt begriffen ist, die Sprachen von ihrer ursprünglichen Höhe immer mehr herabsinken sollten.

Wir wollen darum nach W. v. Humboldt die zweite Periode lieber die Periode der Ausbildung nennen.²⁴⁾

²³⁾ Bolz, Die Sprache und ihr Leben. S. 45 ff.

²⁴⁾ Humboldt nennt die erste Periode die Periode der Organisation. Wir haben des Fremdwortes wegen diesen Ausdruck nicht gewählt, obwohl er sonst ganz passend ist.

Fassen wir diese beiden Perioden im Leben der Sprache noch etwas genauer in's Auge.

1. Die Entwicklungsperiode der Sprache.

Ueber diese Periode besitzen wir keine schriftlichen Urkunden; die ältesten Sprachdenkmäler, welche auf uns gekommen sind, stammen aus einer viel spätern Zeit, als die Sprachen schon längst ihre Entwicklung erreicht hatten. Indes, wir haben bereits gesehen, wie die Sprachforscher in höchst scharfsinniger Weise uns die indogermanische Ursprache zum Theil erschlossen haben. In ähnlicher Weise haben sie auch Licht über jene noch dunklere Region, welche den Entwicklungsprozeß der Sprache einhüllt, zu verbreiten gesucht.

Sie folgen hierin dem Beispiele der Naturforscher. Wie diese nämlich aus den fossilen Ueberresten ganze Thiergeschlechter aus der vorsündfluthlichen Zeit wieder aufgebaut haben, so versuchen es die Sprachforscher mit allem nur möglichen Aufwand von Scharfsinn, von den vorhandenen Sprachen auf die Periode derselben zurückzuschließen, welche jenseits aller Geschichte liegt.

Die Resultate dieser Forschungen, so spärlich sie auch jetzt noch sind, lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß sich die Sprache aus kleinen Anfängen entwickelt habe.

Die Sprachwissenschaft kann sich also nicht mit der Ansicht befreunden, daß die Sprache der ersten Menschen auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit gestanden habe, und daß der grammatische und lautliche Verfall eine nothwendige Folge des Sündenfalles sei.

Diese Behauptung wird nämlich von denen aufgestellt, welche die Theorie von dem göttlichen Ursprung der Sprache verfechten, die also annehmen, die Sprache sei entweder dem Menschen anerschaffen oder ihm nach der Schöpfung

von Gott selbst offenbart worden, — so daß dieser gleichsam der Sprachlehrer der ersten Menschen gewesen wäre. J. Grimm hat in seiner Schrift: „Ueber den Ursprung der Sprache“ diese Theorie gründlich widerlegt.

Doch da sind wir unvermerkt der wichtigen Frage nach dem Ursprunge der Sprache näher getreten, mit der wir uns etwas eingehender beschäftigen wollen.

Ursprung der Sprache.

Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache ist seit den ältesten Zeiten häufig Gegenstand philosophischer Speculation gewesen²⁵⁾ und wird es auch bleiben; denn bemerken wir gleich vorab, daß auch die neue Sprachwissenschaft bis jetzt wenigstens keine genügende Antwort zu ertheilen vermag. Ihr Verdienst besteht einzig darin, die Unhaltbarkeit der aufgestellten Hypothesen dargethan und wahrscheinlichere an die Stelle gesetzt zu haben. Die verschiedenen geltend gemachten Ansichten lassen sich, ohne auf ihre geschichtliche Reihenfolge zu sehen, in der sie aufgetreten sind, im Allgemeinen dahin zusammenfassen: 1. Die Sprache ist göttlichen Ursprungs, 2. sie ist ein Naturproduct, 3. sie ist eine Erfindung der Menschen.

Die Ansicht von dem göttlichen Ursprung der Sprache war im ganzen Mittelalter die herrschende und wird auch heute noch von strenggläubigen Theologen verfochten. Als Ursprache wird gewöhnlich das Hebräische angesehen. Der hebräischen Sprache soll sich Gott bedient haben, als er sein Schöpfungswort: „Es werde Licht!“ aussprach; hebräische Namen soll Adam den Thieren gegeben haben, welche Gott zu ihm brachte, „daß er sähe, wie er sie

²⁵⁾ Welche Verkehrtheiten dabei mitunter an den Tag traten, haben wir oben S. 21 an einigen Beispielen gezeigt.

nennete; denn wie der Mensch allerlei lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heißen." 1. Buch Mf. 2, 19.

Spricht denn nicht aber diese Stelle selbst gegen die Ansicht von dem göttlichen Ursprung der Sprache? Gott gibt nicht selbst den Thieren Namen und läßt diese etwa von dem Menschen nachsprechen, sondern er läßt Adam völlige Freiheit, wie er sie nennen will. Es klingt gewiß recht fromm, Alles auf Gott, den Geber alles Guten, zurückzuführen, aber Gott ist auch die Wahrheit und verlangt von uns, daß wir ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. — Die Sprachwissenschaft kann sich, wie wir das ja schon ausgesprochen haben, unmöglich mit dieser Ansicht befreunden. Wenn man sich vorstellt, daß Gott den Menschen eine fertige Sprache entweder erschaffen, oder sie ihnen gleich nach der Schöpfung offenbart hätte, so könnte von einer freithätigen Geistesentwicklung bei ihnen nicht mehr die Rede sein. „Eine angeborene Sprache hätte die Menschen zu Thieren gemacht, eine geoffenbarte in ihnen Götter vorausgesetzt.“²⁶⁾

Als reines Naturproduct wird die Sprache von den Naturforschern angesehen, welche uns glauben machen möchten, daß die Menschen von den Affen abstammten. Ihnen ist dieselbe nichts weiter als eine natürliche Function der Sprachwerkzeuge, ein bloßes Mittel gegenseitiger Mittheilung, nur dem Grade nach vollkommener und ausgebildeter als die gegenseitigen Mittheilungen, deren die Thiere fähig sind.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Sprachwissenschaft auch dieser materialistischen Ansicht nicht beitreten kann.

So bleibt uns denn noch zu erwägen, ob die Sprache

²⁶⁾ Grimm, Ursprung der Sprache. S. 31.

eine Erfindung der Menschen sei. Dieser Meinung waren fast allgemein die Philosophen des vorigen Jahrhunderts. „Nach ihnen muß der Mensch eine Zeit lang in einem Zustande der Stummheit gelebt haben, indem er als Mittel der Mittheilung zuerst nur die Gesten seines Körpers, die Mienen seines Gesichtes benutzte, bis er zuletzt, als sich die Ideen, auf welche sich nicht länger mit Fingern hinweisen ließ, vervielfältigten, es für nothwendig fand, künstliche Bezeichnungen zu ersinnen, deren Bedeutung durch gemeinsame Uebereinstimmung unter den Menschen festgestellt wurde.“²⁷⁾ Hiergegen nun macht Max Müller mit Recht geltend, daß bis jetzt noch Niemand erklärt habe, „wie denn, ohne Sprache, eine Discussion über die Tauglichkeit jedes einzelnen Wortes, wie sie doch einer wechselseitigen Uebereinkunft nothwendigerweise vorausgehen mußte, eröffnet werden konnte“, und W. v. Humboldt stellt jener Ansicht den Satz entgegen: „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müßte er schon Mensch sein.“

Wir finden demnach auf keinem der drei Standpunkte die richtige Erklärung von dem Ursprunge der Sprache. Die Wahrheit scheint auch hier in der Mitte oder vielmehr in der Zusammenfassung aller drei Standpunkte zu liegen. Gott hat dem Menschen die Fähigkeit der Erzeugung der Sprache gegeben; die Sprachwerkzeuge bilden die natürliche Grundlage, auf der sich dieselbe entwickelt hat: aber sie selbst ist hervorgegangen aus der gesammten Geistes-thätigkeit des Menschen und der Menschheit.

Dieser so allgemein ausgesprochene Satz genügt jedoch noch nicht, uns die Art der Entstehung der Sprache klar

²⁷⁾ Max Müller, Vorlesungen I, S. 29.

zu machen. Sehen wir also zu, ob die Sprachwissenschaft noch genaueren Aufschluß darüber zu geben im Stande ist.

Wir haben gleich zu Anfang darauf hingewiesen, daß die Entstehung der Sprache in dem Proceß, durch den sich Vorstellungen aus Anschauungen entwickeln, zu suchen sei.

Erinnern wir uns ferner, daß man auf wissenschaftlichem Wege die Wörter unserer Sprache zu zergliedern und bis auf ihre Wurzeln zurückzuführen vermag.

Die Wurzeln bilden demnach die wirklichen Elemente der Sprache, aus denen sie aufgebaut ist.

Was wir nun aber gern wissen möchten ist dies: Wie gelangten gerade diese Wurzeln dazu, zur Bezeichnung von Vorstellungen und Begriffen benutzt zu werden? Wie kam es, daß das Messen mit *ma*, das Gehen mit *ga* und das Geben mit *da* ausgedrückt wurde?

Zwei Theorien sind zur Lösung dieses Problems aufgestellt worden. Der ersten zufolge sind die Wurzeln Nachahmungen von Naturlauten. Es wird also angenommen, daß die ersten Menschen auf die Stimmen der Thiere, das Gemurmel des Baches, das Säufeln des Windes, das Rollen des Donners u. s. w. gehorcht und diese Töne nachzuahmen versucht hätten. Nach der andern Theorie sollen unsere Empfindungslaute (Interjectionen) die Quelle bilden, aus der die Wurzeln hervorgegangen sind. Es gibt allerdings eine Anzahl Wörter in unserer, wie in jeder andern Sprache, welche auf die eine oder andere Weise entstanden zu sein scheinen; gehen wir jedoch auf ihren Ursprung genauer ein, so werden wir gar häufig enttäuscht, indem wir auf eine Wurzel kommen, die nichts von dem enthält, was wir in dem Worte zu hören glaubten. „Wer bildet sich nicht ein, im Worte „Donner“ eine Nachahmung jenes dröhnenden, rollenden Geräusches zu vernehmen, das die alten Germanen ihrem Gott Thor zuschrieben, wenn

er Regel schob? Dennoch ist der Donner, englisch thunder, angelsächsisch thunor, offenbar von dem lateinischen tonitru nicht verschieden. Die Wurzel ist tan, strecken, spannen. Von dieser Wurzel tan haben wir im Griechischen tonos, Ton, indem der Ton durch das Spannen und Vibriren der Saiten hervorgebracht wird; lateinisch tonare. Im Sanskrit wird der Klang des Donners durch dieselbe Wurzel tan ausgedrückt, aber in den abgeleiteten Formen tanyu, tanyatu und tanayitnu, das Donnern, bemerken wir keine Spur von jenem dumpfen Rollen, das wir aus dem lateinischen tonitru und dem englischen thunder herauszuhören glaubten.“²⁸⁾

Solcher Beispiele gibt es noch viele.

Noch eine Frage müssen wir berühren, nämlich die: Stammen sämtliche Sprachen von einer Ursprache ab oder von mehreren?

Wie im Lager der Naturforscher noch immer Streit darüber herrscht, ob die Menschen von einem Paare abstammen oder nicht, so sind auch die Sprachforscher getheilter Ansicht über jene Frage in Betreff der einen Ursprache. Während Schleicher, Pott u. a. m. es für rein unmöglich halten, jene 860 Sprachen, die so wesentlich verschieden in ihrem Baue von einander sind, auf eine Quelle zurückzuführen, will Max Müller die Möglichkeit aufrecht erhalten wissen. Das bis jetzt angehäuften Material reicht zur Entscheidung dieser Frage nicht aus, und so lange nichts wesentlich Neues hinzugefügt wird, muß man diesen Streit für einen ziemlich müßigen halten.

Der Schleier, welcher den Ursprung der Sprache umhüllt, ist also nur gelüftet, nicht vollständig aufgedeckt.

²⁸⁾ Max Müller, Vorlesungen, I, S. 320—321.

Ob er es jemals werden wird? darüber wagen wir es nicht, eine Vermuthung auszusprechen.

Die Sache ist eben die, daß wir die Sprachen erst in einem viel späteren Zeitraum beobachten können, nachdem sie schon durch wer weiß wie viele Phasen der Entwicklung hindurch gegangen sind. Viel eher dürfte es gelingen, diese Entwicklungsphasen nachzuweisen, und in der That hat bereits Prof. Curtius in seinem Werke: „Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung“ in höchst lichtvoller Weise den allmählichen Aufbau der Sprache von der Wurzelperiode an darzustellen versucht. Er nimmt für die erste Periode im Leben der Sprache sieben Entwicklungsstufen an, deren Aufeinanderfolge er nachweist und die er einzeln genau charakterisirt. Für unsern Zweck wird es wohl entsprechender sein, wenn wir uns im Folgenden an die früher aufgestellten drei Entwicklungsstufen halten.

Die Wurzelperiode. Aus dem über den Ursprung der Sprache Gesagten geht hervor, daß aller Sprache Anfang mit der Schöpfung der Wurzeln anhebt. Es muß also im Leben unserer Sprache eine Periode gegeben haben, in der einfache Bedeutungslaute zum Gedankenausdrucke hinreichten, wie dies ja in den isolirenden Sprachen noch jetzt der Fall ist. In den höher entwickelten Sprachen lassen sich die Wurzeln nur auf wissenschaftlichem Wege unter Beobachtung gewisser Lautgesetze auffinden und es ist dies, der mannichfachen Veränderungen wegen, welche ein Wort erfahren, oft keine sehr leichte Sache; dennoch hat die Sprachwissenschaft hierin schon Erstaunliches geleistet.

Das wesentlichste Merkmal einer Wurzel ist die Ein-silbigkeit. Höchstwahrscheinlich waren es ursprünglich lauter Silben mit kurzen Vocalen²⁹⁾, entweder 1. bloßer

²⁹⁾ Nach Schleicher sind nicht dâ, dhâ, pâ u. s. w., wie sie

Vocal: i gehen, oder 2. ein oder zwei Consonanten und Vocal: da geben, ma messen, pa trinken, dha setzen, oder 3. Vocal und ein oder zwei Consonanten: ad essen, ak scharf sein, ark leuchten feiern, oder 4. ein oder zwei Consonanten und Vocal und ein oder zwei Consonanten: sad sitzen, div glänzen, bhar tragen, skand steigen.

Die Zahl der Wurzeln kann, wenigstens in unserem Sprachstamme keine übermäßig große gewesen sein, vielleicht nicht mehr als 500 (Pott nimmt für jede Sprache 1000 Wurzeln an). Da der Gedankenumfang der ersten Menschen natürlicherweise noch ein beschränkter war, so reichten einige Hundert Wurzeln, die ja einer großen Anzahl von Ableitungen fähig waren, vollständig aus, um sich unter einander verständigen zu können. Behauptete doch ein englischer Geistlicher sogar, daß einige Tagelöhner in seinem Kirchsprenkel noch nicht 300 Wörter in ihrem Wörterbuche hätten. Shakespeare, welcher wohl von allen Schriftstellern die größte Mannigfaltigkeit im Ausdruck entfaltet hat, soll alle seine Schauspiele mit ungefähr 15000 Wörtern geschrieben haben. Ich führe diese Beispiele an, um zu zeigen, daß der Wörternvorrath, über den wir verfügen können, nicht so groß ist, wie wir wohl anzunehmen geneigt sind. —

Ihrem Wesen nach zerfallen die Wurzeln in Verbalwurzeln (nennende, prädicative) und Pronominalwurzeln (deutende, demonstrative). Letztere enden meist auf ein kurzes a, dem in der Regel nur ein Consonant vorangeht, wie ta, ka, sa, oder sie bestehen bloß aus einem Vocal, wie a, i, u; sie eignen sich also, ihres leichten Baues wegen, ganz besonders, um sich zur Verstärkung und näheren Bestimmung entweder mit einander zu verbinden

die indischen Grammatiker bezeichnen, sondern da, dha, pa als die ursprünglichen Wurzeln zu betrachten.

(z. B. ka mit sa zu kasa, lat. qui, aus dem durch Abwerfung des End-a kas, lat. quis wurde), oder um den Verbalwurzeln angefügt zu werden. Die meisten Declinations- und Conjugationsendungen lassen sich auf Pronominalwurzeln zurückführen.

Diese Anfügungen gehören jedoch schon der nächsten Stufe an, der Periode des Anbaues oder, wie wir sie früher nannten, der terminationalen Periode (d. h. Endungen anfügende).

Der nächste Schritt, welcher auf die Schöpfung der Wurzeln folgte, war wahrscheinlich die Erweiterung der primären Wurzeln zu secundären. Letztere sind dadurch entstanden, daß gewisse Zusätze, wie p, k, n, t, an die primären Wurzeln traten zu dem Zwecke, die Bedeutung dieser innerlich zu verengern. So sind z. B. aus der Wurzel ju die secundären Formen jug und judh hervorgegangen. Allen Dreien liegt der Begriff „verbinden“ zu Grunde; „aber während ju auch mischen, anrühren vom Teig bedeutet, knüpft sich an jug mehr die Bedeutung absichtlicher Verbindung, Knüpfung, besonders auch des Anschirrens der Rosse an den Wagen, an judh ausschließlich die der feindlichen Verbindung, des Zusammentreffens“.³⁰⁾

Denselben Zweck mochte die Doppelung (Reduplication) haben, die auch schon in das früheste Leben der Sprache hinaufreicht, z. B. dada geben, tuptup schlagen. Hierauf folgte nun wohl die Bildung primärer Verbalformen durch Anfügung der Pronominalwurzeln an die Verbalwurzeln, wobei der Vocal der letzteren fast durchgängig gesteigert wurde, (d. h. den Grundvocalen a, i, u wurde ein a vorgeschoben, also aa (â), ai, au), z. B. dâma Geben=ich, dâ-ta Geben=der, später abgeschwächt in

³⁰⁾ Curtius, Chronologie, S. 24—25.

dâmi und dâti; durch Reduplication entstand dadâma, dadâta, später dadâmi, dadâti.

Durch andere Anfügungen an die bereits gewonnenen Formen, wobei auch Pronominalwurzeln vor den Stamm traten, bildete sich allmählig das ganze reiche Gebiet der Conjugation aus.

Neben dem Verb entwickelte sich das Nomen. Nominalstämme wurden wohl zunächst dadurch gebildet, daß man einer Verbalwurzel die demonstrative Wurzel a anfügte, z. B. div leuchten, glänzen, div-a das Leuchtende, Lichthimmel, Tag; mit Steigerung des Wurzelvocal: div-daiva, sanskr. dêva Leuchtender, Gott. Außer a wurden auch, obwohl seltener, i und u angefügt, z. B. ak scharf sein, ak-i Auge, dar spalten, dar-u Holz.

Im weiteren Verlaufe des Anbaues kommen noch viele andere Silben als Nominal-Suffixe in Anwendung, wie an, as, ma, ka, ta u. s. w.

Wichtig ist, daß die so gebildeten Nominal-Stämme wieder gebraucht wurden, um Verbalformen zu bilden, was nur deshalb möglich war, weil sich auf dieser Stufe der Unterschied zwischen dem Verb und dem Nomen noch nicht in seiner ganzen Schärfe ausgeprägt hatte. Erst durch die Bildung der Casus schied sich das Nomen streng vom Verb. Die Entstehung der Casus ist noch ein dunkles Gebiet, auf welches wir uns deshalb auch gar nicht wagen wollen. —

Mit der Bildung der Partikeln (Adverbien, Präpositionen, Conjunctionen), die größtentheils als erstarrte Casusformen zu betrachten sind, war der Formenbau der Sprache im Allgemeinen vollendet. Der weitere Ausbau geschah nach der Sprachtrennung von den einzelnen Völkern in der ihnen eigenthümlichen Weise. Wahrscheinlich ist daher auch der Infinitiv, welcher in den einzelnen

Sprachen durchaus verschieden gebildet ist, erst nach der Sprachtrennung entstanden.

2. Die Periode der Ausbildung.

Das auf dem Wege der Einzelforschung über diese Periode angehäuften Material ist so groß, daß es wahrlich keine leichte Aufgabe ist, eine zweckmäßige Auswahl zu treffen und diese dann in ansprechender Weise zur Darstellung zu bringen. Wir müssen deshalb darauf verzichten, ein auch nur einigermaßen vollständiges Bild vom Leben der Sprache in dieser Periode zu entwerfen, — wir können nur einzelne Züge desselben hervorheben.

Als ein Hauptmerkmal dieser zweiten Periode haben wir oben den Lautwandel kennen gelernt und die Bemerkung gemacht, daß derselbe in strenger Gesetzmäßigkeit erfolge. Dies zu zeigen, soll jetzt unser Bestreben sein.

Des besseren Verständnisses wegen dürfte es aber wohl gerathen sein, eine kurze Betrachtung über die Sprachorgane und Sprachlaute voranzuschicken.

Von den Sprachorganen und Sprachlauten.

Bekannt ist, daß jeder Schall durch eine Bewegung und Erschütterung der Luft hervorgebracht wird. Wie sich im Wasser durch einen hineingeworfenen Stein Wellen bilden, die sich auf der Oberfläche hin fortpflanzen, so entstehen durch einen in Schwingungen versetzten Körper Wellenbewegungen in der Luft, Schallwellen genannt, die nach allen Seiten hin fortschreiten und so bis an unser Ohr dringen. Jede Schallwelle, wenn sie stark genug ist, ist hörbar und bildet alsdann einen Schall. Mehrere Schallwellen in unregelmäßiger Folge bilden ein Geräusch, in regelmäßiger dagegen einen Klang. Beobachtet man bei

einem Klange dessen Höhe oder Tiefe, so gelangt man zu einem Tone. Einen gegliederten (articulirten) Ton nennt man Laut.

Zum Sprechen bedürfen wir daher zunächst eines Apparates, wodurch Töne erzeugt werden; sodann müssen Werkzeuge vorhanden sein, wodurch diese Töne zu gegliederten umgewandelt werden.

Der gesammte Sprech-Apparat des Menschen ist aus folgenden Haupttheilen zusammengesetzt:

1. Aus dem Kehlkopf. Denselben kann man mit einem musikalischen Instrument (einer Zungenpfeife) vergleichen. Er besteht aus einer Röhre, welche oben durch zwei häutige Platten oder Zungen (Stimmbänder) geschlossen wird, doch so, daß eine schmale Spalte (Stimmritze) zwischen ihnen bleibt. Geht nun ein Luftstrom durch diese enge Spalte, so werden die elastischen Bänder in Schwingung versetzt und zum Tönen gebracht. Der Kehlkopf ist demnach das tonbildende Werkzeug.

2. Aus der Lunge und dem Brustkasten, deren Aufgabe darin besteht, die nöthige Luft zu erzeugen und in den Kehlkopf zu treiben.

3. Aus der Luftröhre, welche die Luft in den Kehlkopf leitet.

4. Aus den eigentlichen Sprachwerkzeugen: Mundhöhle, Zähne, Gaumen, Zunge und Lippen, welche die unarticulirten Töne in articulirte verwandeln.

Fragen wir uns nun, in welcher Weise die einzelnen Theile thätig sind, um die verschiedenen Laute, zunächst die Vocale hervorzubringen.

Voraus schicken wollen wir noch die Bemerkung, daß fast alle Völker, wenigstens die in Europa lebenden, nur während des Ausathmens sprechen, obwohl sämtliche Laute auch während des Einathmens gebildet werden können,

was jedoch mit einer viel größeren Anstrengung verknüpft ist.

Vocale. Die Vocale werden hervorgebracht, indem wir die tönende Luft durch die Mundhöhle mit möglichst geringer Formveränderung hindurchströmen lassen. A wird mit offenem Munde gesprochen, wobei die Zunge sich in ihrer natürlichen flachen Lage befindet. Wird der hintere Theil der Zunge etwas gegen den Gaumen erhoben, während der Kehlkopf sich ein wenig emporrichtet, so hören wir den Laut e. Hebt man die Zunge noch höher und bringt die Lippen näher aneinander, so entsteht i. Nimmt man die Mundstellung wie bei a wieder an und rundet die Lippen etwas, so wird o hervorgebracht. Werden die gerundeten Lippen ein wenig mehr vorgestreckt, die Zunge und der Kehlkopf niedergedrückt, so wird u gehört. Wir sehen, daß in der Vocalreihe i und u die Endpunkte bilden, während a die Mittelstellung einnimmt, oder besser: Es gibt zwei Vocalreihen, nämlich von a nach i und von a nach u hin. Außer diesen Hauptvocalen gibt es nun noch viele Abarten, welche aber alle theils in der Reihe von a nach i oder von a nach u hin liegen.

Zum Hervorbringen aller Vocale ist es nothwendig, daß vorher auf kurze Zeit ein Verschuß der Stimmriße erfolgt. Hierdurch entsteht ein kurzer Laut, spiritus lenis genannt, den wir jetzt fast gar nicht mehr hören, welcher aber wahrscheinlich früher deutlich vernommen wurde. Außerdem können jedoch die Vocale auch mit geöffneter Stimmriße ausgesprochen werden, indem man ihnen einen kurzen Hauch, den h-Laut oder spiritus asper, vorhergehen läßt, also ha, he, hi, ho, hu. —

Die indogermanische Ursprache kannte nur die drei Grundvocale a, i, u, und zwar waren dieselben ursprünglich kurz. Von diesen drei Vocalen nun ist a wiederum

der ursprünglichste, aus dem i und u hervorgegangen sind, und daher der am häufigsten vorkommende Vocal; er findet sich in der indogermanischen Ursprache viel häufiger als i und u zusammengenommen. Auch weiß er sich seine vocalische Natur treu zu erhalten und geht nicht, wie i in j (Lilie — Lilje) oder u in v (w), in irgend einen consonantischen Laut über. —

Die Veränderungen, welche jene drei Urvocale im Laufe der Zeit erlitten, sind sehr mannigfaltig. Wir wollen nur die hauptsächlichsten kurz andeuten.

Steigerung. Die erste Steigerung — das wissen wir schon — bestand darin, daß jedem der drei Vocale a, i, u ein a vorgelegt wurde. Aus a wurde also aa (â), aus i — ai, aus u — au.

Vor der Sprachtrennung fand durch nochmaliges Zufügen von a eine zweite Steigerung statt, so daß der Vocalismus der indogermanischen Ursprache aus 3 mal 3 Lauten bestand, nämlich:

Grundvocal.	1. Steigerung.	2. Steigerung.
a	aa (â)	a u. aa = âa (â)
i	ai	a u. ai = âi
u	au	a u. au = âu.

Die Vocale e und o waren demnach der indogermanischen Ursprache noch fremd, ja ein kurzes e und o finden sich sogar noch nicht im Sanskrit und Gothischen, sie sind erst später entstanden.

Es ist überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während die älteren Sprachen nur wenige Vocale besitzen, die aber in ihrem Klange scharf von einander getrennt sind, in den neueren Sprachen dagegen der Abstand zwischen denselben durch eine Menge Mischlaute ausgefüllt wird. Bequemlichkeit in der Aussprache ist wohl die Ursache davon; denn es leuchtet ein, daß zur Hervorbringung des a,

i oder u eine größere Muskelthätigkeit in Anwendung gebracht werden muß, als zu der des e, o, ä, ö, ü.

Schwächung. So nennt man die Abfärbung der Vocale, welcher ein höherer Zweck nicht zu Grunde zu liegen scheint, sondern die mit der soeben erwähnten Bequemlichkeit in der Aussprache zusammenhängt. Unter allen Vocalen erfordert a die größte Anstrengung, daher ist es erklärlich, daß gerade dieser Laut am ersten und häufigsten der Schwächung unterliegt. A wurde schon frühzeitig in i und u abgeschwächt. Schon im Sanskrit begegnen wir häufig dieser Schwächung, z. B. urspr. pātar, sanskr. pitar, durch Abschwächung des tar entstand pitri,

urspr. ma messen,	sanskr. mita gemessen,
„ stha stehen,	„ sthita gestanden,
„ kar machen,	„ kurmas wir machen.

Indeß finden sich im Sanskrit noch eine Menge a-Laute, die in den andern Sprachen zu i oder u geworden sind, z. B.

sanskr. santi, lat. sunt, deutsch sind.

Auf der Steigerung und Schwächung beruht eine andere Veränderung der Vocale, die in der deutschen Grammatik unter dem Namen Ablaut bekannt ist. Ablaut ist die durch Steigerung oder Schwächung bewirkte Veränderung des Wurzelvocals, wie sie sich ganz besonders bei der Conjugation der unregelmäßigen oder starken Verben thätig zeigt, z. B. singen, sang, gesungen.

Auf der Vocalsteigerung beruht auch die Entstehung der Diphthonge (Doppellaute). Unter einem Diphthong versteht man einen aus zwei verschiedenen Vocalen zusammengesetzten Laut, dessen beide Bestandtheile so innig mit einander verwachsen sind, daß sie als ein einziger Laut angesehen werden können. Dieser Erklärung zufolge können nicht alle Vocalverbindungen, wie z. B. ie, iu, als Diph-

thonge angesehen werden, da ihre Bestandtheile des innigen Zusammenhanges entbehren; weshalb sie denn auch unabhängig von einander der Vocalschwächung unterliegen, z. B. ahd. liub (lieb) neben liob, liab, lieb.

Anähnlichung (Assimilation). Bei den Doppellauten geschieht es sehr leicht, daß der eine Vocal sich dem andern nähert und hierdurch ein Einzellaut entsteht. So ward aus ai — ê, aus au — ô. Im Sanskrit sehen wir darum in der 1. Steigerung ê und ô an Stelle von ai und au, z. B.:

V⁻ 31) vid wissen, vêda für vaida Wissenschaft,

V⁻ div leuchten, dêva für daiva Gott,

V⁻ budh erkennen, bôdhati für baudhati er erkennt.

Ein solcher anähnlichender Einfluß macht sich aber nicht bloß bei den Doppellauten geltend, sondern sogar zwischen Vocalen, die verschiedenen Silben angehören und durch Consonanten getrennt sind. Ganz besonders wirkt ein nachfolgender Vocal auf einen vorhergehenden, was wir gerade an unserer deutschen Sprache recht deutlich sehen können. Hauptsächlich sind es zwei Vocale, welche im Deutschen einen anähnlichenden Einfluß auf vorhergehende ausüben, nämlich a und i. Den Vorgang, wie er durch die Wirkung des a stattfindet, pflegt man seit Grimm Brechung, den durch die Wirkung des i herbeigeführten Umlaut zu nennen. Beide beruhen auf einer festen Regel, die sich meist aber nur im Althochdeutschen erkennen läßt. Der Brechung sind die Laute i und u ausgesetzt. Durch die Einwirkung eines nachfolgenden a wird nämlich im Althochdeutschen i zu ë (ein weiches, dem i nahe stehendes e) und u zu o; folgt jedoch an Stelle von a ein i oder u, so findet die Brechung nicht statt, z. B.:

31) Das Zeichen V⁻ (ein verzogenes lateinisches r als Anfangsbuchstabe von radix) bedeutet Wurzel.

ahd. nimu, nimis, nimit, nēmamês, nēmat, nēmant;
hilfu, hilfis, hilfit, hēlfan, hēlfat, hēlfant.

Gehindert wird auch die Brechung, wenn zwischen dem Stammvocal und dem folgenden a der Endung ein doppeltes oder mit einem stummen Consonant (b, d, g, k, p, t) verbundenes m oder n steht, z. B.:

pintu (binde), pintis, pintit, pintamês, pintat, pintant;
rinnan, garunnan.

Der Umlaut, die Wirkung eines nachfolgenden i (j), später in e geschwächt, tritt zuerst im Althochdeutschen auf und ist hier fast nur auf den Laut a beschränkt (a wurde in e umgelautet). Im Mittelhochdeutschen dehnt sich derselbe immer mehr aus, trotzdem das denselben bewirkende i in e geschwächt oder auch ganz verschwunden ist. Das Neuhochdeutsche hat zwar in vielen Fällen den Umlaut vollständig durchgeführt, in andern ist aber auch wieder eine Abnahme zu bemerken. Beispiele:

ahd.	mhd.	nhd.
faru	var	fahre
faris	verst	fährst
farit	vert	fährt
scôni	schoene	schön
knutil	knütel	Knüttel
gurtil	gürtel	Gürtel
hûs, pl. hûsir	hus, hiuser	Haus, Häuser
traumjan	troumen	träumen.

Consonanten. Man pflegt sämtliche Consonanten zunächst in zwei Abtheilungen zu theilen: in momentane Laute (Stummlaute, mutæ) und Dauerlaute (Halbvocale, semivocales). Jene werden beim Aussprechen nur momentan gehört und können nicht wie die Dauerlaute für sich selbst zum Tönen gebracht werden. Solche Laute sind: p, t, k; b, d, g. Sie werden durch einen Verschuß der

Mundhöhle, durch plötzliches Oeffnen derselben und Hervorströmen der eingeschlossenen Luft hervorgebracht. Bei den Lauten p, t, k ist der Verschuß der Mundhöhle ein viel energischer und wird durch einen kräftigeren Luftstrom aufzuheben versucht, als dies bei b, d, g der Fall ist. Man nennt daher jene drei Laute harte (*tenues*), diese dagegen weiche (*mediæ*). Außerdem gibt es aber noch eine Art momentaner Laute, die unserer deutschen Sprache zwar abgehen, sich jedoch in anderen Sprachen finden, nämlich die sogen. gehauchten, d. h. mit einem Hauche begleiteten Laute (*aspiratæ*) ph, th, kh; bh, dh, gh. Wie diese Aspiraten eigentlich geklungen haben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, da die alten Grammatiker in der Beschreibung derselben nicht übereinstimmen.

Die Dauerlaute, welche man nach Belieben forttönen lassen kann, werden gewöhnlich wieder in Spiranten (*spirantes*) und Schmelzlaute (*flüssige, liquidæ*) eingetheilt.

Die Spiranten werden hervorgebracht, indem der Mund an irgend einer Stelle so verengt wird, daß die ausströmende Luft an den der Enge benachbarten Theilen ein Reibungsgeräusch verursacht. Spiranten sind h, eh, s, f, v, w, j. Zu den Liquiden zählt man l, m, n, r. Die Laute l und r kann man auch Zitterlaute nennen, weil bei der Aussprache derselben gewisse Theile des Mundes, wie das Zäpfchen, die Zunge, die Lippen in Vibration versetzt werden. L und r sind zwei Laute, die leicht mit einander verwechselt werden, wozu sich in allen Sprachen Beispiele finden (Eller für Erle, Bardel für Barder, Balbier für Barbier).

Während bei den übrigen Lauten die Luft nur durch die Mundhöhle strömt, wird diese bei m und n völlig verschlossen, so daß jene durch die Nasenlöcher entweichen muß. Die Laute m und n werden daherhalb Nasenlaute (*nasales*) genannt.

Sieht man auf die Organe, welche beim Hervorbringen hauptsächlich betheiligt sind, so lassen sich die Consonanten eintheilen in:

Rohllaute (gutturales): k, g, ch, h³²⁾.

Gaumenlaute (palatales): j.

Zungenlaute (linguales): l, r.

Zahnlaute (dentales): t, d, þ, s, n.

Lippenlaute (labiales): p, b, v, f, w, m.

Die indogermanische Ursprache besaß (nach Schleicher) ursprünglich nur 6 momentane Laute, 6 Dauerlaute und 6 Vocale. Kurz vor der Trennung gab es jedoch 9 momentane und 9 vocalische Laute. Letztere haben wir schon kennen gelernt.

Die Consonanten stellen wir in folgender Uebersicht auf:

Momentane Laute.			Dauerlaute.		
	tenues	mediæ	aspiratæ	spirantes	liquidæ
gutturales	k	g	gh		
palatales				j	
linguales					r
dentales	t	d	dh	s	n
labiales	p	b	bh	v	m

³²⁾ Wir führen wie bisher nur die deutschen Laute als Beispiele an.

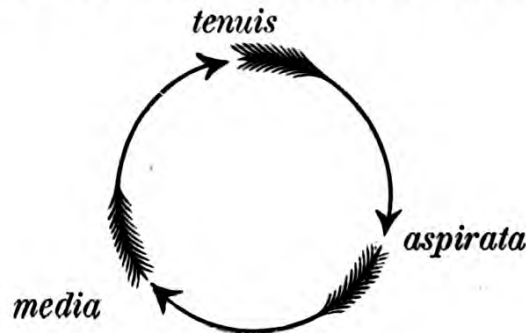
Die Consonanten haben nicht minder als die Vocale mannichfache Veränderungen erlitten. Am treuesten und reinsten erhalten sie sich im Anlaut, während sie im Inlaut sich zu erweichen, im Auslaut dagegen sich zu erhärten geneigt sind. Meist hängen die Veränderungen von vorausgehenden oder nachfolgenden Lauten ab, wie dasselbe bei den Vocalen ja auch der Fall ist. —

Wir wollen uns im Einzelnen auf dieselben nicht näher einlassen, sondern nur das wichtige Gesetz der Lautverschiebung genauer erörtern.

Das Lautverschiebungsgesetz.

Daselbe findet nur auf die momentanen Laute Anwendung.

Wir haben gesehen, daß es drei Arten momentaner Laute gibt, nämlich *tenuis*, *mediæ* und *aspiratæ*. Nach dem obigen Gesetz nun wechseln diese in der Weise ab, daß auf eine *Tenuis* eine *Aspirata*, auf eine *Aspirata* eine *Media* und auf eine *Media* wieder eine *Tenuis* folgt. Man merke sich, daß die Reihenfolge der Laute in der Lautverschiebung verschieden ist von der, in welcher man sie gewöhnlich aufzuzählen pflegt; also nicht *Tenuis*, *Media*, *Aspirata*, sondern *Tenuis*, *Aspirata*, *Media*; — *Aspirata*, *Media*, *Tenuis*; — *Media*, *Tenuis*, *Aspirata*. Veranschaulichen kann man sich diesen Lautwechsel an folgender Spirale:



Grimm sagt: „Man mag die Lautverschiebung passend Wagen vergleichen, die in einem Kreise umlaufen: sobald ein Rad die Stelle des vorangehenden erreicht, ist seine eigene bereits von einem folgenden eingenommen, aber keins ereilt das andere. — Unter dem ersten Wagen denke man sich eine, gleichviel welche, der urverwandten Sprachen, unter dem zweiten die gothische, unter dem dritten die althochdeutsche“³³⁾. Auf gleicher Stufe mit dem Gothischen stehen das Niederdeutsche, Angelsächsische und Nordische. Das Mittel- und Neu-Hochdeutsche stehen im Ganzen auf der Stufe des Althd., doch ist eine Neigung zur Rückkehr auf eine frühere Stufe bemerkbar. —

Wenn demnach in den indogermanischen Sprachen dieselben Wurzeln oder dieselben Wörter vorhanden sind, so muß man, wo im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen u. s. w. eine Tenuis steht, im Gothischen eine Aspirata, im Althochdeutschen eine Media erwarten; oder wo im Sanskrit eine Media angetroffen wird, muß im Gothischen eine Tenuis, im Althochdeutschen eine Aspirata zu finden sein, u. s. f.

Demzufolge lassen sich folgende Gleichungen aufstellen:

Sanskrit	k t p		g d b		gh dh bh
Gothisch	kh th ph		k t p		g d b
Althochdeutsch	g d b		kh th ph		k t p

Diese aufgestellten Gleichungen sind aber nur, rein theoretisch aufgefaßt, richtig, in Wirklichkeit gestaltet sich die Sache anders. Dies rührt daher, weil gewisse Consonanten — und ganz besonders die Aspiraten — in dieser oder jener Sprache nicht vorhanden sind und durch andere ersetzt werden. Nur das Sanskrit besitzt die 3 Arten momentaner Laute vollständig. Dem Griechischen mangeln die

³³⁾ Geschichte der deutschen Sprache. I. S. 393.

weichen Aspiraten. Das Lateinische und die deutschen Sprachen haben keine wirklichen Aspiraten (wenn nicht etwa das goth. und niederdeutsche th als solche gelten kann), sie ersetzen dieselben entweder durch die weiche Muta (media) oder durch Spiranten. Das Grimm'sche Gesetz muß demnach genauer ausgedrückt so aufgestellt werden:

1. Sanskrit u. s. w. — eine Tenuis,
 Gothisch — die entsprechende Spirante,
 Althochdeutsch — die entsprechende Media,
 jedoch nur in der Reihe der Lippenlaute, während in den beiden andern Reihen das Althochdeutsche dem Gothischen gleich geblieben ist.

I. Sanskrit u. s. w.	k (c)	t	p
II. Gothisch	h (g)	th	f (b)
III. Althochdeutsch	h (g)	d	f (b v) ³⁴⁾ .

2. Sanskrit u. s. w. — Media,
 Gothisch — Tenuis,
 Althochdeutsch — Spirans.

I. Sanskrit u. s. w.	g (h)	d	b
II. Gothisch	k	t	p
III. Althochdeutsch	ch (h)	z	f (v).

3. { Sanskrit — weiche Aspirata,
 Griechisch — harte
 " " "
 Lateinisch — Spirans oder Media,
 Gothisch — Media,
 Althochdeutsch — Tenuis.

In dieser Verschiebung stimmen die lithauischen, slawischen und celtischen Familien mit dem Gothischen überein.

³⁴⁾ Wir führen nicht alle Abweichungen an, um den Ueberblick nicht allzusehr zu erschweren.

I. a) Sanskrit	gh	dh	bh
b) Griechisch	kh	th	ph
c) Lateinisch	h, f	f (d, b)	f (b)
II. Gothisch	g	d	b
III. Althochdeutsch	k	t	p.

Dies ist in seinen wesentlichen Zügen das für die Sprachwissenschaft, insbesondere für die Etymologie (Wortableitungslehre), so wichtige Lautgesetz.

Wohl erleidet es häufige Ausnahmen, aber diese thuen seiner Richtigkeit keinen Abbruch. Am durchgreifendsten zeigt es sich bei den Consonanten zu Anfang der Wörter, während es bei denjenigen in der Mitte und am Ende weniger streng durchdringt. Dies ist besonders der Fall, wenn sie mit den stabileren Liquiden und Spiranten verbunden sind, welche ihnen gleichsam Schutz gewähren, so daß „der Strom der Neuerung an ihnen vorbeischießt“.

So sehen wir z. B. von der Wurzel *star* (streuen) das *t* noch unverfehrt im Gothischen *stair-no* (Stern) und zwar wegen der Verbindung mit *s*.

Wir sagten vorhin, daß das Lautverschiebungsgesetz von besonderer Wichtigkeit für die Etymologie sei. Natürlich, denn es ist der sicherste Prüfstein für die Verwandtschaft der Wörter in den verschiedenen Sprachen. Finden wir z. B. ein althochdeutsches Wort mit *p*, das im Gothischen *b*, im Lateinischen *f* zeigt, so ist die Verwandtschaft desselben in den drei Sprachen als sicher anzunehmen; würden wir aber im Ahd. ein *f*, im Goth. ein *b* und im Lat. ein *p* finden, so könnte von einer Verwandtschaft nicht die Rede sein. —

Als Belege zu den vorangehenden Gleichungen mögen folgende Beispiele dienen:

1. Tenuis, Spirans, Media.

ſanſkr.	lat.	goth.	ahd.	nhd.
kapâla	caput	haubith	houbit	Haupt
akshi	oculus	augo	ouga	Auge
tri	tres	threis	drî	drei
V̄ tan	tendere	thanjan	dênen	dehnen
bhrâtar	frater	brothar	pruodar	Bruder
pitar	pater	fadar	vatar	Vater
pâda(s)	pes	fôtus	vuoz	Fuß
paśu (für paku)	pecus	faihu	vihu	Vieh

2. Media, Tenuis, Spirans.

jânu (für gâna)	genu	kniu	chnio	Knie
jana	genus	kuni	chunni	Geschlecht
aham	ego	ik	ih	ich
dva	duo	tva	zuei	zwei
V̄ ad	edere	itan	ëzzan	essen
V̄ vid	vedere	vitan	wizzan	wissen

3. Aspirata (Spirans), Media, Tenuis.

bhrâtar	frater	brothar	pruodar	Bruder
—	frangere	brikan	prëchan	brechen
hansa (für ghansa)	anser (hanser)	gans	kans	Gans
hyas	heri	gistra	këstar	gestern.



VII. Von der deutschen Sprache.

Wie wir nach und nach den Kreis unserer Betrachtung immer enger gezogen haben, indem wir von sämtlichen Sprachen ausgingen, uns dann mit den flectirenden und von diesen wieder mit den indogermanischen genauer beschäftigten, so wollen wir denselben jetzt noch einmal verengern und unsere Aufmerksamkeit allein der deutschen Sprache zuwenden.

Wir fassen jedoch (nach Grimm, Schleicher u. a.) die Bezeichnung „deutsche Sprache“ in dem Sinne auf, daß wir darunter sämtliche zur deutschen Familie gehörenden Sprachen verstehen, welche man gewöhnlich germanische oder auch wohl teutonische zu nennen pflegt. Daß die Bezeichnung „deutsch“ geeignet ist, auf alle diese Sprachen ausgedehnt zu werden, geht aus der Bedeutung dieses Wortes hervor, der zufolge es keine bestimmte Sprache, ja überhaupt nicht einmal eine Sprache bezeichnet. Das Wort „deutsch“ (ahd. diutisc) ist nicht etwa abgeleitet von dem Namen der Teutonen, oder von dem angeblichen Gotte und Stammvater derselben, Tuisko, sondern von dem gothischen Worte thiuda, ahd. diot, mhd. diet, d. i. Volk; es bedeutet demnach eigentlich „zum Volke gehörend, volksthümlich“.

Das — freilich noch sehr mangelhafte — Bild, welches wir von der indogermanischen Ursprache und deren Entwicklung zu entwerfen versucht haben, veranschaulicht zugleich den Urzustand der deutschen Sprache, denn jene ist

eben die älteste Form dieser wie jeder andern zum indogermanischen Stamme gehörenden Sprache.

Nach der Sprachtrennung blieb das Deutsche jedenfalls noch mit dem Letto-Slawischen vereinigt und erst nach abermaliger Trennung trat es gesondert in's Dasein. Man hat daher im Leben der deutschen Sprache folgende drei Hauptperioden zu unterscheiden:

1. Periode: Indogermanisch,
2. " Letto-Slawo-Deutsch,
3. " Deutsch.

Ueber die erste, zweite und auch über die Anfänge der dritten Periode vermag uns die Geschichte keinen Aufschluß zu geben; was wir von ihnen wissen, verdanken wir einzig der vergleichenden Sprachwissenschaft. Verfolgen wir die deutsche Sprache zurück, so weit dies geschichtlich möglich ist, so finden wir sie schon in eine Menge Mundarten getheilt, die sich Anfangs wohl nur in der Aussprache von einander unterschieden, im Laufe der Zeit jedoch auch in den Wortformen und Wörtern immer unähnlicher wurden. Wie schon früher erwähnt wurde, lassen sich dieselben auf vier Hauptgruppen zurückführen: 1. Gothisch, 2. Hoch- oder Oberdeutsch, 3. Niederdeutsch, 4. Nordisch oder Scandinavisch.

Das Gothische ist von allen deutschen Sprachen die alterthümlichste und formenreichste. Aus diesem Grunde ist es fälschlich für die Mutter derselben gehalten worden, wie das ähnlich mit dem Sanskrit in Beziehung zu den indogermanischen Sprachen der Fall war. Wie man letzteres aber nur als die älteste Schwester in der indogermanischen Sprachfamilie auffassen darf, so ist auch das Gothische nur als die älteste Schwester in der deutschen Familie zu betrachten.

Wir kennen das Gothische fast ausschließlich aus den

erhaltenen Ueberresten der Bibelübersetzung des gothischen Bischofs Ulfilas, welcher 311 (nach Andern 318) geboren und 381 (388) gestorben ist. Ulfilas soll nach einem alten Bericht sämtliche Bücher der Bibel übersetzt haben mit Ausnahme der Bücher der Könige, welche er absichtlich übergangen habe, damit seine Gothen durch das Lesen der darin beschriebenen Kriege nicht in ihre alte Kriegslust verfielen. Da die gothische Sprache im 9. Jahrh. ausstarb, indem die Gothen nach und nach die Sprachen der unterworfenen Romanen annahmen, so wurde auch die Uebersetzung des Ulfilas vergessen und ging verloren. Gegen das Ende des 16. Jahrh. jedoch entdeckte ein gewisser Arnold Mercator, welcher im Dienste des Landgrafen Wilhelm IV. in Hessen stand, ein Pergament in der Abtei Werden (Rheinprovinz), welches den größten Theil der vier Evangelien enthielt. Später wurde diese Handschrift nach Prag gebracht und von da im Jahre 1648 von dem Grafen Königsmark nach Schweden entführt, wo sie noch heute in Upsala unter dem Namen des silbernen Codex als ein höchst kostbarer Schatz aufbewahrt wird. Das Pergament ist purpurfarbig, die Buchstaben silbern und das Ganze ist in massives Silber gebunden (letzteres in Folge der Freigebigkeit des schwedischen Marschalls Lagardie).

Im Jahre 1818 wurden im lombardischen Kloster Bobbio auch noch die Paulinischen Briefe entdeckt und in neuerer Zeit sind, wenn wir nicht irren, in Rom und Turin noch einige Bruchstücke aufgefunden worden. Aus dem alten Testament sind nur Fragmente eines Psalms, von dem Buche Esra und Nehemia auf uns gekommen.

Um sich einen allgemeinen Begriff von der gothischen Sprache machen zu können, möge hier das Unser-Vater in der Uebersetzung des Ulfilas stehen:

Atta unsar thu in himinam, veihnai
 Vater unser du in (den) Himmeln, geweiht werde
 namo thein; qvimai thiudinassus theins; vairthai
 Name dein; (es) komme (die) Herrschaft dein; (es) werde
 vilja theins, sve in himina, jah ana
 (der) Wille dein, sowie in (dem) Himmel, auch auf
 airthai; hlaif unsarana thana sinteinan gif uns
 Erden; Laib (Brot) unseren den fortwährenden gib uns
 himma daga; jah aflet uns thatei skulans sijaima
 diesen Tag; und erlasse uns, daß Schuldige wir seien
 svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim;
 sowie auch wir erlassen diesen Schuldigen unseren;
 jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns
 und nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns
 af thamma ubilin; unte theina ist thiudangardi
 ab diesem Uebel; denn dein ist (das) Herrscherhaus
 jah mahts jah vulthus in aivins. Amen.
 und (die) Macht und (der) Glanz in Ewigkeit. Amen.

Ulfilas bediente sich bei seiner Uebersetzung der Bibel
 in's Gothische eines eigens dazu geschaffenen Alphabetes.

Die Gothen besaßen ebenso wie die übrigen deutschen
 Stämme früher eine besondere Buchstabenschrift, die Runen
 (rûna, d. h. Geheimniß). Der Name deutet an, daß nur
 Wenige, vielleicht nur die Priester, den Gebrauch derselben
 kannten; doch mag er auch daher rühren, daß die Runen
 mit den Geheimlehren der alten heidnischen Religion im
 Zusammenhange standen und vorzugsweise zu Weissagungen
 gebraucht wurden. Nach dem Glauben der alten Deutschen
 übte jede Rune, wenn bei dem Einschneiden oder Einritzen
 derselben — auf Steine, Holz, Metall — gewisse Gebräuche
 beobachtet wurden, eine bestimmte zauberkräftige Wirkung

aus. Zu Weissagungen bediente man sich kleiner Holzstäbe, geschnitten aus den Zweigen eines Fruchtbaumes, vornehmlich der Buche (daher unser Wort „Buchstab“, d. i. Stab einer Buche). Diese Stäbchen wurden mit den Runenzeichen versehen und sodann auf den Boden gestreut. Hierauf verordnete bei öffentlichen Berathungen der Priester, bei besonderen der Hausvater ein Gebet zu den Göttern, hob, zum Himmel empor blickend, drei der Stäbchen nach einander auf und deutete die eingeschnittenen Zeichen.

Es gab mehrere Arten Runen, die aber nicht sehr wesentlich von einander verschieden waren. Am längsten im Gebrauch erhalten haben sich die nordischen Runen. Dieselben bestanden ursprünglich aus 16 Buchstaben, die alle besondere Namen führen und zugleich auch Zahlzeichen waren.

Es sind die folgenden:

Figur	Name	Bedeutung	Zahlwerth	Figur	Name	Bedeutung	Zahlwerth
ƿ	Fé	f	1	l	Is	i	9
u	Ur	u	2	ʀ	Ar	a	10
þ	Thurs	th	3	h	Sol	s	11
ʀ	Os	o	4	↑	Tyr	t	12
R	Reid	r	5	ᛃ	Biörk	b	13
ƿ	Kaun	k	6	l	Laugr	l	14
*	Hagl	h	7	ʝ	Madr	m	15
k	Naud	n	8	ʒ	Yr	y	16

Den christlichen Befehrern waren die Runen, eben ihres götzdienerischen Gebrauchs wegen, ein Gräuel und sie suchten dieselben zu verdrängen, was ihnen auch allmählig gelang. An ihre Stelle trat bei den Gothen die

von Alfthas im Anschluß an das griechische Alphabet gebildete altgothische Schrift³⁵⁾, bei den übrigen deutschen Stämmen das lateinische Alphabet.

Das Nordische. Wir verlassen die Reihenfolge, in der wir die Hauptgruppen der deutschen Mundarten aufgezählt haben und wenden uns zunächst dem Nordischen oder Scandinavischen zu. Das Altnordische kennen wir aus zwei Handschriften des 13. Jahrh., welche den Namen Edda (Urgroßmutter, Ahne) führen. Die ältere oder poetische Edda enthielt mythische Dichtungen, die jüngere einen Bericht über die alte Mythologie. Beide Eddas sind in Island abgefaßt. Auf dieser Insel hatten sich gegen das Ende des 9. Jahrh. norwegische Auswanderer (größtentheils waren es Edelleute und Freie, die sich der despotischen Herrschaft Harald Haarfagr's entziehen wollten) angesiedelt und daselbst eine Republik errichtet. Diese nordische Republik blühte munter auf, so daß sie zu Anfang des 12. Jahrh. 50000 Einwohner zählte, welche auf einer für die damalige Zeit hohen Stufe geistiger Ausbildung standen, auf welcher sie sich indeß nur bis zum 13. Jahrh. hielten, wo die Insel unter norwegische und später unter dänische Herrschaft kam. Durch seine Lage von aller Welt abgeschlossen, seiner Selbstständigkeit beraubt, hat sich Island seit jener Zeit nicht wieder aus dem Zustande geistiger Armuth erheben können. Da nun die Sprache eines Volkes, das in geistiger Beziehung wenig oder gar nicht fortschreitet, keinen großen Veränderungen unterworfen ist, so ist auch das heutige Isländische nicht sehr verschieden von der altnordischen

³⁵⁾ Von derselben ist die — auch unter dem Namen Mönchschrift bekannte — (neu-) gothische Schrift zu unterscheiden, welche sich aus der lateinischen entwickelt hat und die Grundlage unserer jetzigen deutschen Druckschrift (Fraktur) bildet.

Sprache, in der die Eddas abgefaßt sind, während die beiden andern nordischen Sprachen, das Schwedische und das Dänische, sich viel weiter davon entfernt haben.

Das Niederdeutsche. Das Niederdeutsche hat sich verzweigt in das Altsächsische oder Niederdeutsche im engern Sinn, das Niederländische, das Friesische und das Angelsächsische. —

Die Heimath des Niederdeutschen im engern Sinn ist das Flachland des nördlichen Deutschlands. Bis in das 17. Jahrh. hinein blieb es hier Schrift- und Umgangssprache, wurde dann aber von unserem jetzigen Hochdeutschen verdrängt. Als Volksmundart jedoch lebt es unter dem Namen Plattdeutsch noch heute fort. Einige Schriftsteller (Dr. Groth, Friß Reuter u. a.) haben in neuerer Zeit versucht, es wieder zu Ehren zu bringen; doch ist die Macht unserer hochdeutschen Sprache glücklicherweise so stark, daß man nicht zu befürchten braucht, es werde das Band, welches die verschiedenen deutschen Stämme in den Zeiten der politischen Zerissenheit fast allein umschlungen hielt, dadurch gelockert.

Die älteste Form des Niederdeutschen (im eng. Sinn), das Altsächsische, kennen wir hauptsächlich aus einem epischen Gedicht, der Heliand (Heiland) oder die altsächsische Evangelienharmonie genannt, welches im 9. Jahrh. verfaßt sein soll. Dieses Gedicht sowie das noch vielleicht um 100 Jahre ältere Hildebrandslied sind die ältesten Denkmäler deutscher Poesie (auf dem Festlande). Die Sprache des Hildebrandsliedes ist auch niederdeutsch, doch mit vielen hochdeutschen Formen — niederhessische Mundart. Beide Gedichte sind in einer Versform abgefaßt, welche man Stabreim oder Alliteration nennt. Diese besteht darin, daß mehrere der meist betonten Wörter mit demselben Anfangsbuchstaben beginnen, — eine Eigenthümlich-

keit, die das Volk besonders liebt, wie noch heut zu Tage manche Sprüchwörter und Redensarten beweisen, z. B. Land und Leute, Geld und Gut, Haus und Hof u. s. w.

Mit dem Niederdeutschen (im eng. Sinn) zeigt sich das Niederländische sehr nahe verwandt. Dasselbe wird durch zwei lebende Sprachen repräsentirt, Holländisch und Flämisch. Obgleich das Flämische durch die französische Sprache bedeutend beeinträchtigt worden ist, so ist es dieser doch nicht gelungen, dasselbe ganz zu verdrängen, ja in der neuern Zeit hat es sogar wieder einen Aufschwung genommen, der vielleicht durch Deutschlands Sieg über Frankreich noch an Kraft gewinnt.

Das Friesische hat sich in gesonderter Stellung an der Küste und auf den benachbarten Inseln der Nordsee erhalten. Früher hatte es seine eigene Literatur, ist aber jetzt zur bloßen Volksmundart herabgesunken.

Die angelsächsische Sprache entstand aus den von den Sachsen, Angeln und Jüten nach England verpflanzten niederdeutschen Dialecten.

Bekanntlich waren die britischen Inseln in frühester Zeit von den Celten bewohnt. Diese wurden später von den Römern unterjocht und Britannien zur römischen Provinz erklärt; nur die Bewohner von Wales, von Nord-Schottland und von Irland blieben frei. Es gelang jedoch den Römern in Britannien nicht wie in Gallien, ihre Sitten und ihre Sprache den Unterworfenen aufzudrängen, wenigstens blieb das Landvolk dem Celtischen treu. — Als die Römer, nachdem sie sich beinahe 500 Jahre in Britannien gehalten hatten, ihre Legionen von dort abberufen mußten, erlangten die Briten zwar ihre Freiheit wieder, aber nur, um sie bald gänzlich zu verlieren. Von den Picten und Scoten hart bedrängt, sahen sie sich nämlich genöthigt, deutsche Völkerstämme, welche in den Gegenden

an der Niederelbe wohnten, zu Hilfe zu rufen. Drei nahe verwandte niederdeutsche Stämme, Sachsen, Angeln und Säten, folgten dem Rufe und halfen ihnen die Feinde zurückdrängen. Aber unsere Deutschen fanden Gefallen an der schönen Insel und beschloffen, sich daselbst niederzulassen. Sie ließen aus ihrer Heimath immer neue Schwärme zu sich herüber kommen und besetzten einen Landstrich nach dem andern. Die Briten wollten sich dies zwar nicht gefallen lassen, doch trotz tapferer Gegenwehr wurden sie gezwungen, sich theils in die Gebirge von Wales zurückzuziehen, theils nach Armorica auszuwandern, welches von ihnen den Namen Bretagne erhielt.

Die siegreichen Eroberer errichteten nun sieben kleine Staaten, die später von Egbert zu einem Königreiche vereinigt wurden. Diese Vereinigung hatte zur Folge, daß sich von den verschiedenen Mundarten das Westsächsische (in Wessex) zur allgemeinen angelsächsischen Schriftsprache erhob.

Die unterworfenen Briten, welche im Lande blieben, nahmen Sitten und Sprache der Sieger an und haben daher keinen Einfluß auf das Angelsächsische ausgeübt; nur wenige celtische Ausdrücke haben sich erhalten. Auch durch die spätere Unterwerfung der Angelsachsen durch die Dänen wurde die Sprache nicht sehr wesentlich verändert. Dagegen übte seit der Ausbreitung des Christenthums in England das Lateinische einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung der angelsächsischen Sprache aus. —

In Folge der Eroberung Englands durch die Normannen wurde das Angelsächsische bei Hofe, vor Gericht, in Kirche und Schule gänzlich verdrängt und deshalb als Schriftsprache nicht weiter ausgebildet; doch blieb es im Wesentlichen noch die Sprache des Volkes. Später gelangte es zwar wieder zu Ansehen, da die normannischen

Eroberer sich mit der Zeit bequemten, die Sprache der Eroberten zu lernen; aber es hatte seine Reinheit verloren, indem es sich sehr stark mit dem Französischen vermischte und eine bedeutende Abschwächung der Formen erlitt. So entstand allmählig eine neue Sprache, die englische. Man unterscheidet vom Angelsächsischen bis zum Neuenglischen noch folgende Perioden: die halbsächsische (1150—1250), die altenglische (1250—1350), die mittelenglische (1350 bis 1500). Seit dem Anfange des 16. Jahrh. ist das Neuenglische als vollständig ausgebildete Sprache zu betrachten, die von nun an zwar keinen sehr bedeutenden Veränderungen mehr unterworfen ward, doch — da keine Sprache still steht, sofern ein Volk in geistiger Beziehung fortschreitet — immerhin heute eine andere Gestalt hat als in damaliger Zeit.

Eigenthümlich ist es, daß zwischen der englischen und deutschen Sprache, trotz ihrer Verwandtschaft, Jahrhunderte lang fast gar kein Verkehr stattgefunden hat. Erst in diesem Jahrhundert macht sich deutscher Einfluß bei der Bildung neuer Wörter bemerkbar.

Es bleibt uns nun noch das Hoch- oder Oberdeutsche zu betrachten übrig. Seiner Wichtigkeit wegen wollen wir ihm einen besonderen Abschnitt widmen.



VIII. Von der hochdeutschen Sprache.

Das Hochdeutsche ist die Sprache, in welcher sich seit dem 9. Jahrh. vorzugsweise das geistige Leben des deutschen Volkes offenbart hat. In der Entwicklungsgeschichte derselben hat man, wie bekannt ist, drei deutlich von einander geschiedene Perioden zu unterscheiden: Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch.

1. Althochdeutsch.

Die althochdeutsche Sprache kennen wir nur aus den Sprachdenkmälern, welche in den Mundarten der Franken, der Alemannen und Schwaben und der Baiern aufgezeichnet sind. Da diese Mundarten, trotz ihrer Uebereinstimmung im Allgemeinen, doch im Besondern abweichend von einander waren, und da ferner die erhaltenen Denkmäler aus verschiedenen Zeiträumen stammen, so haben wir im Althochdeutschen keine streng geregelte Sprache vor uns, sondern sie hat mehr ein naturwüchsiges Gepräge. In kunstgerechter Ausbildung steht sie der gothischen und auch der mittelhochdeutschen Sprache nach, dagegen zeichnet sie sich durch eine große Fülle und Mannigfaltigkeit in den Lauten und Sprachformen aus. Sie besitzt Formen, welche sich reicher und vollkommener erweisen als die entsprechenden gothischen, so z. B. die Endung *mēs* in *nerjamēs*, goth. *nasjam*, wir ernähren, retten; denn wir wissen (s. S. 37), daß *masi*

die ursprüngliche Endung war. Hieraus ergibt sich denn auch, wie durchaus irrig es ist, wenn von dem Althochdeutschen behauptet wird, es habe sich aus dem Gothischen entwickelt. Daß sich das Althochdeutsche von den übrigen deutschen Sprachen vornehmlich durch eine zweite Verschiebung der momentanen Laute unterscheidet, ist früher (S. 67) gezeigt worden.

Die Periode des Althochdeutschen reicht vom 7—12. Jahrhundert. Es ist also die Zeit der Bekehrung der Deutschen zum Christenthume, die Zeit der Gründung und Ausbreitung des großen fränkischen Reiches und — nach der Theilung desselben — der Begründung von Deutschlands Selbständigkeit.

Die Sprachdenkmäler, welche wir aus dieser Zeit besitzen, rühren fast ausschließlich von geistlicher Hand her. Hauptsächlich sind es Uebersetzungen aus dem Latein in eine der oben genannten Mundarten. Von diesen Mundarten erscheint jedoch keine rein ausgeprägt, vielmehr vermengen und durchkreuzen sie sich, was aus den nahen Beziehungen, in denen die oberdeutschen Stämme zu einander standen, sehr erklärlich ist. In den früheren Zeiten war jedoch die fränkische Mundart die vorherrschende, während in den späteren die alemannisch-schwäbische immer mehr Uebergewicht erhielt. Jene gelangte hauptsächlich durch Carl den Großen zu Ansehen, welcher sich mit vielem Eifer der Ausbildung und Pflege der deutschen Sprache hingab. So z. B. ließ er alte Volks- und Heldenlieder sammeln, schrieb sogar in Verbindung mit Alcuin eine deutsche Grammatik und erfand für verschiedene fremde Ausdrücke, insbesondere für die Monate und Winde, deutsche Benennungen.

Als Sprachproben setzen wir ein Unser-Vater aus dem 8. und eins aus dem 10. Jahrh. hierher.

Fater unser dû pist in himilum. Kawîhit sî
 Vater unser du bist in (den) Himmeln. Geweiht sei
 namo dîn. Piquême rihhi dîn. Wësa
 (der) Name dein. Zukomme (das) Reich dein. Es werde
 dîn willo, sama sô in himile ist, sama in
 dein Wille, so wie in (dem) Himmel (er) ist, so auf
 êrdu. Pilipi unsraz emizzîgaz kip uns êoga-
 der Erde. Brot unseres immerwährendes gib uns alle-
 wanna. Enti flâz uns unsrô sculdi, sama sô wir
 zeit. Und erlaß uns unsere Schulden, so wie wir
 flâzzamês unserêm scolom. Enti princ unsih ni in
 erlassen unsren Schuldner. Und bring uns nicht in
 chorunka. Uzzan kaneri unsih fona allêm suntôn.
 Versuchung. Sondern erlöse uns von allen Sünden.

Bei dem folgenden lassen wir die Uebersetzung weg,
 da es auch so verständlich sein wird.

Vater unsir, dû in himile bist. Dîn namo wërde
 giheiligôt. Dîn rîche chome. Dîn wille giskêhe in
 êrda alsô in himile. Unsir tagelîchiz prôt gib uns
 hiuto. Unde unsere sculde belâz uns, alsô ouh wir
 firlâzen unseren scolâren. Unde in dia chorunga ne-
 leitist dû unsih. Suntir irlôse unsih fone dêmo ubile.

In Betreff der Schreibweise ist zu bemerken, daß die-
 selbe, da das Princip, der Aussprache gemäß zu schreiben,
 herrschte, großen Schwankungen unterworfen war, besonders
 gilt dies in Bezug auf die stummen Consonanten. So
 findet man (oft in einem und demselben Denkmale) bindan
 und pintan, dër, thër und daer, got, god, kot und cot
 (Gott) u. s. w.

2. Mittelhochdeutsch.

Der gewaltige Umschwung, welcher vom 12. Jahrh. an in den Anschauungen und dem Leben des deutschen Volkes eintrat, brachte auch eine völlige Veränderung der bisherigen Sprache hervor. Das Mittelhochdeutsche hat daher einen vom Althochdeutschen sehr abweichenden Charakter. Während in der althochdeutschen Periode nur Mundarten vorhanden waren, hat sich in der mittelhochdeutschen eine Mundart über die andere erhoben und zu r allgemeinen Schriftsprache ausgebildet. Es ist dies die alemannisch-schwäbische Mundart, welche durch den Einfluß der Hohenstaufen sich als Sprache der Literatur und des höhern Umgangs bald allgemeine Verbreitung verschaffte.

Der wesentlichste Unterschied zwischen dem Mittel- und dem Althochdeutschen besteht darin, daß die Bildungs- und Biegungssilben ihre volltönenden Vocale verloren, an deren Stelle das tonlose e trat, z. B.: ahd. gibu, gēban; pranta, prantōs, pranta, prantāmes, prantut, prantun; mhd. gibe, geben; brante, brantest, brante, branten, brantet, branten.

Diese Schwächung der Endsilben kam zwar schon früher vor, jedoch nur sehr vereinzelt. Im Mittelhochdeutschen wird sie erst Regel und nimmt immer mehr überhand, so daß selbst in einigen Fällen der Stammvocal davon ergriffen wird. Hierdurch büßte allerdings die Sprache viel von ihrem früheren Wohllaute ein, doch gewann sie dagegen an Biegsamkeit, Weichheit und Feinheit; auch zeichnete sie sich vor dem Althochdeutschen durch einen festeren und ge- regelteren Bau aus.

Die Blüthezeit des Mittelhochdeutschen fällt in das Ende des 12. und in das 13. Jahrhundert (erste classische Periode unserer Literatur). Leider begegnen wir schon in jener Zeit dem deutschen Erbübel: der großen Vorliebe für

das Fremdländische, welche sich auf dem Gebiet der Sprache durch die Einführung fremder, besonders französischer Wörter und Wendungen befundete. Vom 14. Jahrh. an sank mit der Poesie auch die Sprache allmählich herab und die Volksmundarten gewannen wieder die Oberhand.

Zur Veranschaulichung der mittelhochdeutschen Sprache wählen wir aus der äußerst reichhaltigen Literatur ein Gedicht von Walther von der Vogelweide.

Deutschlands Ehre.

Ich hân lande vil gesehen,
 unde nam der besten gerne war:
 Übel mîeze mir geschehen,
 kunde ich ie mîn herze bringen dar,
 Daz im wol gevallen
 wolde fremeder site!
 Nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
 Tiusehiu zuht gât vor in allen.
 Von der Elbe unz an den Rîn,
 und her wider unz an Ungerlant
 Sô mugen wol die besten sîn,
 die ich in der werlte hân erkant.
 Kan ich rehte schouwen
 guot gelâz und lîp,
 sem mir Got, sô swîere ich wol, daz hie diu wîp
 bezzer sint, danne ander frouwen.
 Tiusche man sint wol gezogen,
 rehte als engel sint diu wîp getân;
 Swer si schildet, derst betrogen:
 ich enkan sîn anders niht verstân.
 Tugent unt reine minne,
 swer die suochen wil,
 der sol komen in unser lant: dâ ist wînne vil:
 lange mîeze ich leben dar inne!

In wörtlicher Uebersetzung:

Ich habe der Lande viel gesehen, und nahm der besten gerne wahr; übel müsse mir geschehen, könnte ich je mein Herz dahin bringen, daß ihm fremde Sitte gefallen sollte. Was hülfte es mir, wenn ich Unrechtes behaupten wollte? Deutsche Zucht geht über Alle! Von der Elbe bis an den Rhein und zurück bis nach Ungarland, da mögen wohl die besten sein, die ich in der Welt habe kennen gelernt. Weiß ich recht zu schauen schöne Gestalt und schönen Leib, so mir Gott helfe, so schwöre ich wohl, daß hier die Weiber besser sind, denn andere Frauen! — Deutsche Männer sind wohl gezogen; Engeln gleich sind die Weiber gestaltet; wer sie schilt, der ist betrogen; ich kann es anders nicht verstehen. Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land: da ist der Wonne viel! Lange müsse (möge) ich darin leben!

3. Neuhochdeutsch.

Unsere neuhochdeutsche Sprache ist nicht etwa eine natürliche Fortentwicklung des Mittelhochdeutschen; — denn wir haben gesehen, daß die feingebildete Sprache der Minnesänger im 14. Jahrh. allmählich in Verfall gerieth und die verschiedenen Mundarten sich wieder mehr Geltung zu verschaffen mußten und zu schriftlichen Aufzeichnungen benutzt wurden; — auch hat sie sich nicht aus einer der Volksmundarten herausgebildet, wie dies bei dem Mittelhochdeutschen der Fall war. Wie ist denn nun unsere hochdeutsche Sprache entstanden? Wie allgemein bekannt ist, so läßt sich die Entwicklungsgeschichte derselben bis auf Luther zurück verfolgen. Nun ist aber Luther nicht der eigentliche Schöpfer derselben, er hat sie nicht erfunden, — wie etwa andere Gelehrte versucht haben, eine Universalprache zu erfinden — sondern er hat Vorhandenes nur

umgebildet, bereichert und verfeinert. Er selbst gibt uns den besten Aufschluß darüber, denn er sagt: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland.“ Die Kanzleisprache also, welche sich unter dem Einflusse der baierisch-österreichischen Mundart und unter Mitwirkung der fränkischen und der ober-sächsischen allmählich herausgebildet hatte, ist von Luther bei seiner Bibelübersetzung zu Grunde gelegt, von ihm aber veredelt und volksthümlicher gestaltet worden. Gerade das ist Luthers größtes Verdienst um die Sprache, daß er es verstand, das volksthümliche Element in dieselbe hineinzutragen, indem er bei der Wahl seiner Ausdrücke und Redensarten stets von dem Streben geleitet wurde, sie den Anschauungen und der Ausdrucksweise des Volkes anzupassen. Die Sorgfalt, welche er darauf verwandte, das Rechte für's Volk zu treffen, ging in's Unglaubliche. Oft mißchte er sich unter die gemeinen Leute, um ihre Rede-weise kennen zu lernen, und beauftragte seine Freunde, ihm einen Vorrath guter volksmäßiger Ausdrücke mitzutheilen, denn die „Schloß- und Hofwörter“ könne er nicht gebrauchen. „Man muß,“ sagt er, „die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet“. —

Der Erfolg, den Luther mit seiner Bibelübersetzung erzielte, war denn auch ein vollständiger. Ueberall, wo die Reformation Eingang fand, wurde die deutsche Bibel mit Begeisterung aufgenommen und war bald das beliebteste Volksbuch. Die Sprache in der sie abgefaßt war, erregte

allgemeine Bewunderung und verbreitete sich mit außerordentlicher Schnelligkeit als Schrift- und höhere Umgangssprache über ganz Deutschland, selbst über das Gebiet des Niederdeutschen. Die einzelnen Mundarten wurden von jetzt an wenig oder gar nicht mehr zu schriftlichen Aufzeichnungen benutzt und sanken immer mehr zu bloßen Volksdialekten herab. —

Leider dauerte dieser rasche Aufschwung der hochdeutschen Sprache nicht lange.

Nach Luthers Tode traten im Gegentheil höchst unerfreuliche Zeiten für sie ein, in denen sie sogar der Gefahr ausgesetzt war, gänzlich vernichtet zu werden. —

In Folge des Wiederauflebens der classischen Studien wurde von dem Lateinischen ein noch ausgedehnterer Gebrauch gemacht, als dies schon früher geschehen war. Wer auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machte, durfte sich in Rede und Schrift nur der lateinischen Sprache bedienen, und wer als Dichter gelten wollte, mußte lateinische Verse machen können. Selbst des deutschen Namens schämte man sich und vertauschte ihn deshalb entweder mit einem lateinischen, oder man hängte ihm wenigstens eine lateinische Endung an. —

In den Schulen bildete schon seit Jahrhunderten das Lateinische die allgemeine Unterrichtssprache, — Deutsch wurde überhaupt gar nicht gelehrt. Es ist wirklich unbegreiflich, daß selbst Luther niemals gegen diese Unsitte geifert, sie vielmehr in den Schulen, welche auf seine Anregung hin errichtet wurden, beibehalten hat. Wolfgang Ratich (geb. 1571 in Holstein) gebührt die Ehre, der Erste gewesen zu sein, welcher den Grundsatz aufstellte und ausführte, daß die Muttersprache allem Unterrichte zu Grunde zu legen sei. Obgleich auch andere Pädagogen sich seinen Bestrebungen angeschlossen, so vermochte sich die

deutsche Sprache doch nur allmählich Eingang in die Schulen zu verschaffen. Glücklicherweise fing man gegen das Ende des 17. Jahrh. auch auf den Universitäten an, sich der mißachteten deutschen Sprache anzunehmen. Im Jahre 1687 wagte es ein Professor in Halle, Thomasius, zuerst zu seinen Hörern deutsch zu reden, eine Kühnheit, die unsere ganze Bewunderung erregt; denn es gehört in der That ein starker Muth und auch eine scharfe Scheere dazu, um einen Jahrhunderte lang gehegten und gepflegten Gelehrtenzopf — von allen Zöpfen der am festesten sitzende — abzuschneiden zu wollen. —

Aber noch von einer andern Seite drohte der deutschen Sprache Verderben.

Die Höfe und die höheren Stände fingen an, sich mit großer Vorliebe der französischen Sprache zuzuwenden und, wie die Gelehrten, ihre Muttersprache zu verachten und sie durch Vermengung mit französischen Wörtern und Redensarten zu verunstalten. Diese heillose Sucht, den Franzosen in Sprache und Sitte nachzuahmen, hat, wie wir wissen, schon einmal auf die deutsche Sprache eingewirkt. Diesmal nun trat sie in solcher Stärke auf, daß man wohl behaupten kann, unsere hochdeutsche Sprache sei vollständig vernichtet gewesen; denn der Mischmasch, welcher in damaliger Zeit im Gebrauche war, verdient es nicht, Sprache genannt zu werden.

Zwar fehlte es nicht an Stimmen, welche gegen diese entsetzliche Herabwürdigung der deutschen Sprache eiferten, aber sie vermochten dem Uebel keinen Einhalt zu thun. —

Großes Verdienst um die deutsche Sprache erwarb sich Martin Opiz, indem er sie von den vielen fremden Wörtern und Redensarten säuberte und sie zur Sprache der Dichtkunst erhob. Als solche hatte sie sich nämlich bisher, außer im Kirchenliede, noch keine allgemeine Geltung

zu verschaffen gewußt, da die Dichter, welche sich überhaupt der Muttersprache bedienten, meist in ihrer besonderen Mundart schrieben.

Anerkennungswerth sind auch die Bemühungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrh., die sich die Erhaltung und besonders die Reinigung der deutschen Sprache zum Ziele setzten. Der erste Verein dieser Art war die fruchtbringende Gesellschaft oder der gekrönte Palmenorden, gestiftet in Weimar im Jahre 1617. Als Zweck stellte man ausdrücklich auf, „die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Wörter aufs Möglichste und Thunlichste zu erhalten, und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Dichten zu befleißigen“. —

Anderere Vereine, die denselben Zweck verfolgten und auch nach dem Vorbilde des Palmenordens gegründet wurden, waren z. B. die aufrichtige Tannengesellschaft (gestiftet 1633 in Straßburg), die deutsch gesinnte Genossenschaft (1643 zu Hamburg), der Blumenorden (1644 zu Nürnberg) u. a. m.

Im Ganzen fruchteten jedoch auch diese Gesellschaften nicht viel; oft auch gingen sie in ihrem Streben, die deutsche Sprache zu reinigen, so weit, daß sie längst eingebürgerte Fremdwörter durch neue Wortbildungen ersetzen wollten, die wenig geeignet waren, unsere Sprache zu verschönern. Ein Enthusiast wollte sogar für alle mythischen Personen Griechenlands und Roms deutsche Namen einführen: Cupid sollte Lustkind heißen, Venus — Lustinne, Flora — Bluminne, Aurora — Röthin, Apollo — Singheld, Jupiter — Helfevater u. s. w. Andere Umbildungen wie Löschhorn für Nase, Schießprügel für Musquete, Tageleuchter für Fenster u. s. w. scheinen wohl nur zu

dem Zwecke erfunden worden zu sein, um den übertriebenen Eifer jener Sprachreiniger in seiner ganzen Lächerlichkeit darzustellen.

Es mag hier beiläufig bemerkt werden, daß es unsern großen Dichtern später besser gelang, für fremde Ausdrücke passende deutsche zu finden. So z. B. verdanken wir Lessing das schöne Wort Zartgefühl für Delicatesse, Empfindsamkeit für Sentimentalität, Wesenheit für Essence. Es war Voß, welcher zuerst alterthümlich für antik gebrauchte. Wieland ist auch der Urheber einiger schönen Wörter, z. B. Anmuth, Seligkeit, Entzückung, entwirren. Das Wort Wörterbuch ist auch eine neue Bildung; Grimm sagt, daß er es nicht früher als 1719 finden könne. —

Ungeachtet also der Bemühungen Einzelner sowie ganzer Gesellschaften, blieb der Zustand unserer deutschen Sprache durch das ganze 17. Jahrhundert hindurch ein höchst trostloser. Selbst die Förderer derselben schrieben ein so unbeholfenes, unschönes, geschmackloses Deutsch, daß man beim Durchlesen ihrer Werke sich eines widerlichen Gefühles kaum erwehren kann. —

Doch ein schöneres Morgenroth begann bald an dem Himmel der deutschen Sprache zu glänzen, und auf eine finstere Nacht folgte ein um so hellerer Tag!

Mit der Poesie erhob sich dieselbe im 18. Jahrh. mit gewaltiger Kraft und Schnelligkeit, so daß sie schon nach einigen Jahrzehnten eine völlige Umgestaltung erfahren hatte. Doch das eigentliche goldene Zeitalter derselben fällt mit der zweiten classischen Periode unserer Literatur — dem Zeitalter eines Lessing, Göthe und Schiller — zusammen. Durch diese Geistesheroen wurde sie auf eine solche Höhe der Ausbildung erhoben, daß wir wohl mit Börne fragen dürfen: „Welche Sprache darf sich mit der

deutschen messen? welche andere ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und mild, als unsere? "

Möge denn unsere herrliche deutsche Sprache sich nicht bloß auf dieser Stufe der Entwicklung erhalten, sondern sich zu immer höherer Vollkommenheit emporheben und sich bei allen gebildeten Völkern immer mehr Achtung erwerben!

Berichtigungen.

Seite 9, Zeile 14 v. o., statt: worden, lies: geworden

" 16, " 8 v. u. ist zu trennen: Bezie-hung

" 16, " 11 v. u. ist zu trennen: Stel-lung

" 27, 28 u. 31, statt: italienische, lies: italische Familie

" 40, Zeile 1 v. u., statt: lateinische, lies: italische

Einige Inconsequenzen in Betreff der Orthographie, welche sich beim Druck eingeschlichen haben, und die dem Verfasser bei der Durchsicht der einzelnen Bogen leider entgangen sind, bitte ich gütigst entschuldigen zu wollen. Bemerkt wurden bis jetzt:

dasselbe, desselben und dasselbe, des-selben;

blos und bloß;

mannichfach, Mannichfaltigkeit u. mannigfach, Mannigfaltigkeit;

allmählig, allmählig und allmählich.

Druck von Löffler & Co. (Brede & Koepcke) in Greiz.

Im Verlag von **J. J. Scheel** in **Cassel** sind ferner erschienen:

Historisch = genealogisches

Handbuch

über alle Linien des gesammten hohen Regentenhauses von

Hessen

(Cassel, Darmstadt, Homburg, Hessen-Rotenburg u. Hessen-Philippsthal nebst Philippsthal-Barchfeld)

seit Heinrich I. bis auf die gegenwärtigen Regenten.

Ausgearbeitet von

Jacob Christoph Carl Hoffmeister.

8^o. 15 Bogen. Preis 1 Thlr.

Der durch mehrere historische Schriften bereits bekannte Verfasser hat das von Strieder im Jahre 1780 zuerst und im Jahre 1804 zuletzt herausgegebene genealogische Handbuch zur Grundlage seiner vorliegenden Arbeit benutzt, Alles, was darin nach neueren Forschungen und Ermittlungen zu berichtigen war, berücksichtigt und bis auf die Gegenwart fortgeführt, zugleich aber auch alle ihm bekannt gewordenen durch Stich oder Lithographie verbreiteten Portraits hessischer Regenten, Prinzen und Prinzessinnen mit gewissenhafter Genauigkeit angemerkt und dem Ganzen nicht nur eine Regententafel, sondern auch jeder einzelnen Regierung eine Uebersichtstabelle beigegeben. Vorzugsweise aber möchten die Portraits, welche hier zum ersten Male in einem genealogischen Werke mit artistischen Notizen in reichhaltiger Zusammenstellung verzeichnet wurden, für jeden Sammler von ganz besonderem Interesse sein.

Hoffmeister. Bemerkungen über die zweckmäßigste Einrichtung und Anordnung einer Münzsammlung, mit besonderer Rücksicht auf eine hessische. Mit einer Abbildung. Preis 7¹/₂ Sgr.

Hoffmeister. Kleine Gedanken. 12te Auflage. Preis 15 Sgr.

Ebert, S. Geschichte der evangelischen Kirche in Kurhessen, von der Reformation bis auf die neueste Zeit. Preis 1 Thlr.

Klemme. Die Entstehung des Heidelberger Katechismus und der Gebrauch desselben in Kurhessen. Preis 5 Sgr.

Sartwig, Dr. Ueber die Entstehung und Fortbildung der Sage von der Wiederkunft Kaiser Friedrich des Staufer. Preis 5 Sgr.

Kühnert, Dr. Die doppelte Buchführung, im System dargestellt und mit Beispielen erläutert. Preis 15 Sgr.

Schmidt. Die Dampfmaschine. Für angehende Techniker und Gewerbschüler. Mit 10 Tafeln Abbildungen. Preis 15 Sgr.

Koch, G. Zeichenschule für Kopf- und Figurenzeichnen. Royal Fol. 1—5te Lieferung. Preis 4 Thlr.









